

DIE WELTWOCHEN



Der talentierte Herr Jordan

Wie der Schweizer Währungshüter mit dem raffiniertesten Bankraub der Geschichte davonkommt. *Von Florian Schwab*

Feinmechaniker der Macht

Gerhard Pfisters Plan für die Bundesratswahl. *Von Philipp Gut*

Rendezvous mit Salomé Balthus

Ein Abend mit der intellektuellen Edelprostituierten. *Von Roman Zeller*

4 194407 006904
64

Mein Freund Peter Handke
Verleger Hubert Burda über
den Jahrhundertautor



1 8

MADE OF LUCERNE

8 8



HERITAGE BICOMPASS ANNUAL
LIMITED EDITION | 888 STÜCK



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Die Scheinwerfer sind auf Gerhard Pfister gerichtet: Der CVP-Präsident gilt vor der Bundesratswahl von nächster Woche als Königsmacher. Inland- und Bundeshauschef Philipp Gut hat ihn zum Auftakt der neuen Legislatur im Berner Grand Hotel «Bellevue» getroffen. Intellektuell brillant und radikal ehrlich erklärt der Vollblutpolitiker und gewiefte Strategie die Feinmechanik der Regierungsmacht. Und er verrät, warum er am 20. Oktober schon das Rücktrittsschreiben im Postkasten stecken hatte. **Seite 28**

Erwin Sperisen musste eine richterliche Spezialbewilligung einholen, als er Ende Oktober zur Vernissage des Buchs «Der Fluch des Guten» von *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur nach Zürich reiste. Offiziell stand er immer noch unter Hausarrest. Letzte Woche hat das Bundesgericht Sperisen für schuldig befunden, als politischer Chef der Polizei von Guatemala 2006 ein Gefängnismassaker gedeckt zu haben. Seither befindet sich Sperisen wieder im Genfer Gefängnis Champ-Dollon, wo er bereits fünf Jahre lang in Untersuchungshaft sass. In der aktuellen Ausgabe zeichnet Baur die kafkaeske Geschichte des politisch verseuchten Prozesses nach, die auch Gegenstand seines Buchs ist. Die zentralen Fragen bleiben auch nach dem Verdikt aus Lausanne unbeantwortet. **Seite 34**

Im Frühling wurde sie mit einem Skandalauftakt in der SRF-Talkshow «Schawinski» schweizweit berühmt: die Berliner Edelprostituierte Salomé Balthus. Roman Zeller sprach mit der studierten Philosophin über Kunst, Philosophie und Sex. Gutes Essen, Champagner und Rotwein – alles war im Preis inbegriffen. Es resultierte ein erstaunlich geistreicher Abend mit einer Escort-Dame, die ein aufreizendes Doppelleben führt. **Seite 40**

Stets bemüht, unsere Leserschaft mit Exponenten der geistigen Königsklasse zu inspirieren, präsentiert die *Weltwoche* auch diese Woche herausragende Denker. Henry Kissinger, Doyen der US-Aussenpolitik, warnt vor einem neuen Kalten Krieg zwischen den USA und China, der zerstörerische Dimensionen annehmen könnte als der Erste Weltkrieg. Noch sei es nicht zu spät, das Schlimmste abzuwenden, so Kissinger jüngst an einer Podiumsdiskussion mit Harvard-Professor Niall Ferguson in Peking, die wir mit freundlicher Genehmigung der Organisatoren nachdrucken. Historiker Robert Tombs wirft einen Blick auf die nationalen Wahlen in Grossbritannien am 12. Dezember. Der Cambridge-Professor ist Autor des Stan-

dardwerks «The English and Their History», das von der Kritik als «Werk von höchster Intelligenz», von «brillantem, schlaudem Witz» gelobt wurde. In einem exklusiven Essay legt er dar, warum der Urnengang die wichtigste Entscheidung seit Jahrzehnten ist. **Seite 44, 48**

Das Treffen fand an Allerheiligen statt. Da dann das katholische Freiburg ruht, auch die Universität, holte Volker Reinhardt den Besuch persönlich am Bahnhof ab und führte ihn zu sich nach Hause. Reinhardt zählt zu den wenigen deutschsprachigen Professoren, die klug und trotzdem für eine breite Leserschaft schreiben können. Es gehöre zum «Kernmagma der Italianità», das Abstrakte wie Religion und Wahrheit, aber auch Status und Rang «in überwältigender Weise sinnlich erfahrbar zu machen», meint der Autor im Gespräch. Es ist eine Sinnlichkeit, die jeder Italien-Besucher kennt – und Reinhardt in «Die Macht der Schönheit», einer grossartigen neuen Kulturgeschichte Italiens, auferstehen lässt. **Seite 54**



Ideen für jede Situation.

Unser weihnachtliches Spezialheft, das dieser Ausgabe beiliegt, hilft Ihnen, das Passende für unter den Christbaum zu finden. Wir haben Persönlichkeiten sowie Expertinnen und Experten aus den unterschiedlichsten Bereichen um ihre Empfehlungen gebeten. Zusammengekommen ist ein umfangreicher Geschenkfürer mit den 200 interessantesten Ideen für praktisch jede Situation.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggeli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

AVENGER



BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



AVENGER SWISS AIR FORCE TEAM
LIMITED EDITION

«Schmutzli-Schlitzer»

Was der Angriff auf einen Chlauseinzug im luzernischen Rickenbach für die Schweiz bedeutet. *Von Roger Köppel*

Was ist eigentlich mit der Schweiz los? Vor den Sommerferien schlug ein junger Syrer aus einer Flüchtlingsfamilie, die hier besonderen Schutz und das volle Programm der sozialen Fürsorge geniesst, seine 63-jährige Lehrerin kurz vor der Pensionierung spinalreif. Die Lehrerin hatte den Schüler daran hindern wollen, mit seinem Dolch Mädchen auf dem Schulhausplatz zu bedrohen.

Jetzt wurde aus Rickenbach LU ein fürchterlicher Fall ruchbar. Ein fünfzehnjähriger Albaner stach beim jährlichen Chlauseinzug letzten Samstag auf einem Schulhausplatz der Oberstufe auf einen Schmutzli ein, der sich nachher im Spital eine böse Schnittwunde am Rücken nähen lassen musste. Der Albaner hatte gemäss Medienberichten den Schmutzli zuerst mit Locksprüchen provoziert. Als dieser mit der Fitze anrückte, stach der Albaner zu.

Die Prügelattacke gegen eine Schweizer Lehrerin durch einen, wie sich herausstellte, jungen Islamisten war abscheulich. Der Messerangriff des «Schmutzli-Schlitizers», wie sich Journalisten ausdrückten, traf über das Opfer – einen Siebzehnjährigen – hinaus einen der schönsten Schweizer Kinder- und Familienbräuche. Der Samichlaus und sein finsterner Helfer stehen für den Zauber der Weihnachtszeit, zwei Symbolfiguren einer alltagschristlichen Kultur, auf die hier ein feiger Anschlag verübt wurde.

Die Fälle Möriken und Rickenbach sind Alarmsignale. Sie stehen für eine beunruhigende Entwicklung. Breitet sich der Islam zusehends frecher und gewalttätiger in der Schweiz aus? Man muss es ansprechen. Die Täter waren keine enthemmten Protestanten oder Buddhisten. Es waren Muslime, eine militante Speerspitze alltäglich werdender Zumutungen. Man kann die Vorgänge an einer Schule in Wil noch dazunehmen. Dort wurden aus Rücksichtnahme auf Muslime kürzlich ein paar christliche Weihnachtslieder verboten. Der Islam dehnt sich aus, die Schweiz zieht sich zurück.

Bereits melden sich Beschwichtiger und Verharmloser zu Wort. In Rickenbach habe der Schmutzli womöglich zu hart agiert. Der Täter jammerte in willfährige Mikrofone, er sei von der sperrigen Griffseite der Fitze ge-

troffen worden und habe sich darum gewehrt – mit einem Klappmesser. Auch aus Möriken waren derlei Töne zu hören. Der brutale Schläger, der seiner Lehrerin den Kiefer brach, wollte sich als Mobbingopfer der Pädagogin inszenieren. Böse ist gut, und gut ist böse. Vor lauter Gutseinwollen sehen die Wohlmeinenden die Wirklichkeit nicht mehr.

Die Schweiz muss sich wehren. Die freche islamische Expansion trifft auf eine Gesellschaft, die Hemmungen hat, ihre Identität zu bekräftigen. Im ältesten demokratischen Rechtsstaat Europas macht sich eine archaische, auf Faustrecht und einen aggressiven Ehrbegriff gegründete Machokultur breit. Wenn Lehrerinnen im Pensionsalter und Schmutzlis in der Weihnachtszeit zu Zielobjekten roher Gewalt werden, muss man sich mit der Tatsache beschäftigen, dass sich in der Schweiz etwas verbreitet, was unsere Art zu leben grundlegend in Frage stellt.

Das kommt nicht aus heiterem Himmel. Möriken, Wil oder Rickenbach sind die Spätfolge einer falschen Einwanderungspolitik. Es ist bemerkenswert. Eigentlich wurde das Volk nie gefragt. Es geschah einfach. Die Behörden haben ganze Heerscharen von Fremden in die Schweiz gelassen, darunter viele Muslime und Albaner, die seit den neunziger Jahren ihre Familien nachziehen. Die Schweizerinnen und Schweizer wollten das nicht. Doch die Eliten setzten sich über die als unerheblich und dumpf taxierten Empfindungen hinweg. Selbst Volksabstimmungen wurden ignoriert. Ohne die breite Unterstützung vor allem der öffentlich-rechtlichen Medien wäre diese Migrationspolitik gegen das Volk nicht möglich gewesen.

Vor allem die Linken und Grünen predigen das Heil der multikulturellen Gesellschaften. Sie haben Helfer bis weit in bürgerliche

Milieus hinein, unter ihnen zuvorderst der Solothurner FDP-Nationalrat Kurt Fluri, ein hocheloquenter Advokat der Zuwanderung, notfalls auch gegen die Bundesverfassung. Diese Politiker und ihre Wähler sind verantwortlich dafür, wenn heute in der Schweiz Schmutzlis attackiert, Lehrerinnen von Jungislamisten verprügelt und Weihnachtslieder aus Rücksicht auf Muslime verboten werden.



Zauber der Weihnachtszeit.

Was sich auf der molekularen Ebene an unseren Schulen ereignet, hat der amerikanische Politologe Samuel Huntington vor über zwanzig Jahren in seinem Bestseller «Kampf der Kulturen» vorweggenommen. Sein Buch war ein sensationeller Skandal. Es fiel in eine Zeit fröhlicher Illusionen über das Ende der Geschichte und den vermeintlichen Ausbruch des ewigen Friedens. Kaltäugig hielt der Forscher dagegen. Er sah eine neue Welle von Konflikten auf die Welt zukommen, keine ideologisch-ökonomischen wie im Kalten Krieg, sondern kulturelle Auseinandersetzungen, in denen Zivilisationen, unterschiedliche Wertesysteme aufeinanderprallen würden.

Huntington hatte für den Westen einen simplen Ratschlag parat: Das Überleben hänge davon ab, ob die westlichen Staaten «ihre westliche Identität bekräftigen». Huntington forderte enge Zusammenarbeit. Die westlichen Staaten müssten sich einigen, «um ihre Kultur zu erneuern und vor der Herausforderung durch nichtwestliche Gesellschaften zu schützen». Besondere Sorgen machte ihm der «Verfall von Familien, Arbeitsethik und Bildung». Das zukünftige Wohlergehen des Westens «sowie sein Einfluss auf andere Gesellschaften hängen in erheblichem Umfang davon ab, ob und wie es ihm gelingt, mit diesen Tendenzen fertigzuwerden, in denen natürlich der moralische Überlegenheitsanspruch von Muslimen und Asiaten gründet».

Die Schweiz, ein von alters her multikulturelles, multikonfessionelles Land, hat vielleicht besondere Mühe, eine eigene «Leitkultur» gegen Migranten und Muslime aufzubieten. Umso wichtiger ist eine vernünftige Politik der dosierten Zuwanderung. Wer im Innern Freiheit will, muss an den Grenzen strenger sein.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Blick voraus: Gerhard Pfister. Seite 28

Titelgeschichte

- 18 **Der talentierte Thomas Jordan**
Kritik am Notenbank-Chef
- 20 **Geldpolitik** Herr Jordan,
geben Sie die Milliarden frei

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare**
Masse statt Klasse
- 10 **Humor** Fertig lustig
- 10 **Politik**
Berset attackiert Kleinfirmen
- 11 **Ehrungen**
Aufbruch nach Stockholm
- 12 **Porträt der Woche**
- 14 **Kopf der Woche** Jutta Röösl: «Vielleicht fast schon übervorsichtig»
- 24 **Mörgeli** Grüne Profite, rote Zahlen
- 24 **Bodenmann**
Parmelin überrascht – positiv
- 25 **Medien** Nomen atque omen
- 25 **Die Deutschen** Adieu, SPD

Inland

- 28 **Gerhard Pfister**
Orakel von Oberägeri
- 31 **Tatort Goldküste**
Rätselhafter Mord vor Gericht
- 32 **Nervöse Sozialdemokraten**
Verunsicherung nach der Wahlschlappe



Christliche Werte: Jutta Röösl. Seite 14

- 34 **Justiz im Unrechtsstaat**
Schlusspunkt im Fall Sperisen
- 37 **Frank A. Meyer** Die Altersradikalität
des Ringier-Chefpublizisten

Ausland

- 44 **«Anfänge eines kalten Krieges»**
Henry Kissinger kritisiert Trump
- 47 **Macrons neue Weltordnung**
Tabubrüche für die Zukunft Europas
- 48 **Brexit** Tag der Entscheidung
in Grossbritannien
- 49 **Schwedisches Auslaufmodell**
Absturz der Sozialdemokraten
- 50 **Angela Merkel**
Politik der Greta-Weisheiten
- 51 **Inside Washington**
Schwarze für Trump

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **Wunder Schweiz**
Joseph Jung erklärt das Erfolgsrezept
- 58 **Faszination des Bösen**
Sehnsucht nach Furcht und Schrecken

Kultur & Gesellschaft

- 40 **Salomé Balthus** Treffen mit der
Prostituierten und Nietzsche-Kennerin
- 52 **Ikone der Woche**
Melania Trump
- 54 **«Das Gute muss das Schöne sein»**
Italien hat Europa geprägt



«Eine stabile Weltordnung braucht ein Gleichgewicht der Kräfte.»

Henry Kissinger: Seite 44

Rubriken

- 9 **Im Auge** Marina Granovskaja
- 16 **Personenkontrolle** Ein Wunder,
ein Fauxpas und ein Schrei-Baby
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 33 **Nachruf** Andy Scherrer
- 42 **Die Bibel** Nichtiges
- 56 **Jazz**
Tomas Sauter / Daniel Schläppi
- 60 **Kino** «The Informer»
- 61 **Körzis Hollywood**
Oasen der Stars
- 62 **Thiel** Forscherklatsch
- 62 **Namen** Vorfreude
auf den Engadiner Winter
- 62 **Fast verliebt** Ehe for One
- 63 **Unten** durch Zuflucht
- 64 **Wein** Z Berg mit Z'Brun
- 64 **Salz & Pfeffer**
Nicht gut genug
- 65 **Auto**
BMW M135i xDrive
- 66 **Tamaras Welt**
Gefallener Star kehrt zurück

Degussa



GOLD UND SILBER.



GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

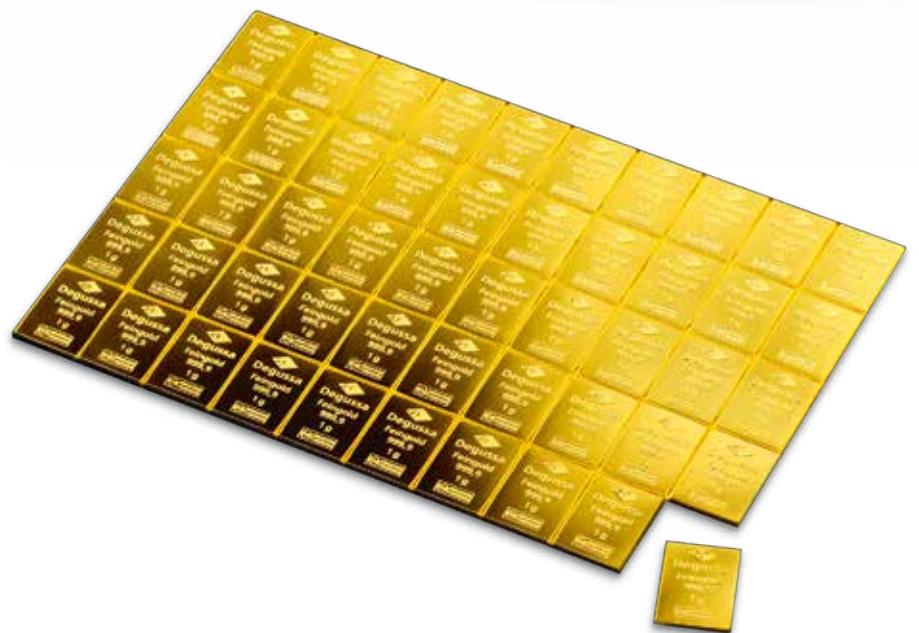
Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH
TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE
TELEFON: 022 908 14 00



ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkoning.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8302 **Kloten**, Kevin Braunwälder Tel. 043 255 88 88
Letzte Einheit reserviert!
Preis 900'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ und 5 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH und REFH
8127 **Aesch-Maur**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 501'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
8103 **Birmensdorf**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Masse statt Klasse

Von Peter Keller — Die Schweizer Schüler schneiden in den Pisa-Studien immer schlechter ab. Die Bildungswelt braucht mehr Klartext.



Desorientiert.

Dumm gelaufen. Der Dachverband der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH) lässt seine Medienmitteilung zur neuen Pisa-Studie raus, bevor es online Schlagzeilen hagelt. Der sonst so linksgütige *Tages-Anzeiger* schreibt: «So schlecht schneiden die Schweizer Schüler ab». *Blick.ch* fasst zusammen: «Schweizer Schüler in allen Fächern schlechter geworden». Die *NZZ* rüffelt: «Lesekompetenz der Schweizer Schüler sinkt».

Und was meint der Lehrerverband? Er jubiliert frühmorgens: «Der LCH freut sich über die positiven Resultate, welche die 15-jährigen Schülerinnen und Schüler im Pisa-Test 2018 erreicht haben.» Wie bitte? Von welchen «positiven Resultate» ist hier die Rede? Die Pisa-Ergebnisse zeigen nur eine Richtung für die Schweiz: nach unten. Und zwar kontinuierlich seit 2009 und in allen Bereichen: beim Lesen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften.

In der Lesekompetenz ist die Punktzahl sogar deutlich unter die Durchschnittswerte der OECD-Staaten gefallen. Und was schreibt der LCH? «Die Ergebnisse von Pisa 2018 stellen dem öffentlichen Schulsystem der Schweiz wieder ein gutes Zeugnis aus.» Und zur Lesekompetenz meinen die Lehrervertreter, die Werte seien «durchschnittlich» ausgefallen. Offenbar steht es auch um die Lese- und Ver-

ständniskompetenz des LCH nicht zum Besten: Rund ein Viertel der getesteten Schweizer Schüler erfüllen die Mindestkompetenz im Lesen nicht. Das heisst, sie sind nicht fähig, die wichtigsten Inhalte eines Textes zu verstehen. Oder anders gesagt: Jeder vierte Schweizer Schulabgänger kann einen Text buchstabieren, erfasst aber seinen Inhalt nicht. Damit fehlt ihm das Grundrüstzeug für eine erfolgreiche Berufslehre. Und der LCH? Er endet seine Medienmitteilung mit den fett hervorgehobenen Sätzen: «Die Lehrerinnen und Lehrer fühlen sich dem hervorragenden Ergebnis von Pisa 2018 verpflichtet und wollen weiterhin ihr Bestes geben.» Man möchte lachen, wenn es nicht so bizarr wäre.

Alles irgendwie toll

Aber diese Wattebäuschchen-Sprache ist eben auch Ausdruck einer heute vorherrschenden Bestätigungspädagogik, wo alles und jeder irgendwie toll und gut ist. Aber so ist es nicht. Was ungenügend ist, ist ungenügend. Wer sich nicht getraut, den Missstand beim Namen zu nennen, wird ihn nie beheben können. Es braucht wieder mehr Klartext in der Bildungswelt. Also Schluss mit dieser Kuschelsprache.

Man kann nicht von einem «hervorragenden Ergebnis» reden, wenn die teuersten Schulen der Welt inzwischen mittelmässige Schüler produzieren. Die Schweiz gibt – kaufkraftbereinigt – pro Schüler/Student 17 436 Dollar im Jahr aus. Im OECD-Durchschnitt sind es 10 520 Dollar. Finnland und Japan erreichen mit zwei Dritteln der Ausgaben in allen Bereichen markant bessere Resultate als wir. Dass der LCH nun reflexartig noch mehr Geld fordert, ist wiederum nicht ehrlich und kann nicht die einzige Antwort sein. Offenbar fliessen ziemlich viele öffentliche Mittel in ein desorientiertes Bildungswesen. Ein Beispiel: Wenn ein Viertel der Schulabgänger die Hauptsprache nur rudimentär beherrscht, sollte man die Primarschule nicht noch mit zwei Fremdsprachen vollstopfen.

Die Pisa-Studie zeigt auch schonungslos die Folgen einer verfehlten Immigrationspolitik auf. Die Leseleistung von Schülern mit Migrationshintergrund liegt um 52 Punkte tiefer als jene von Schweizer Schülern. Wobei nicht die Kinder von qualifizierten Fachkräften aus dem Ausland das Problem sind. Sondern eine durch die Personenfreizügigkeit und durch die Asylumigration unkontrolliert gewordene Zuwanderung. Masse statt Klasse.

Die Zarin



Marina Granovskaja, Fussball-Mastermind.

Zerfällt das «Roman Empire»? Wo versteckt sich Roman Arkadjewitsch Abramowitsch, 53, respektive seine Mega-Yacht Pelorus? Verkauft der Oligarch, ein Waisenkind, sein Lieblingsspielzeug FC Chelsea an Chinesen? In seiner Stadionloge in Stamford Bridge ist der mysteriöse Eigentümer nach dem Entzug des Visums nicht mehr aufgetaucht. Er besitzt seit Mai 2018 zwar auch den grenzöffnenden israelischen Pass. Antworten hätte nur eine Frau, die schöne rätselhafte Russin Marina Granovskaja, 44, genannt «die Zarin». Sie ist auch kanadische Staatsbürgerin.

Während das Sowjetimperium zerfiel, studierte sie in Moskau klassisches Ballett, Musik und Fremdsprachen, und Abramowitsch, der zum inneren Zirkel Jelzins und Putins gehörte, engagierte sie als Finanzberaterin. Beide verbindet das Tarnprinzip *privacy over publicity*. Ist auch Liebe im Spiel? Als Roman 2003 den Top-Klub Chelsea kaufte, schickte er die Vielbegabte als seine Statthalterin in den wilden fremden Fussballschungel. Sie umgarnte und feuerte den egomanischen Trainer José Mourinho, sogar zweimal. Ebenso nach wenigen Monaten den Italo-Schweizer Roberto Di Matteo, der 2012 für Chelsea die bisher einzige Champions League gewonnen hatte. Erpresserische Starspieler verkauft sie ungerührt.

Abramowitsch und seine Lady Mastermind stehen bei den Fussball-Regierenden, im Gegensatz zu den Verschwender-Scheichs, auf der schwarzen Liste. Die Fifa untersagt Chelsea während eines Jahres Neueinkäufe wegen angeblich unlauterer Praktiken bei der Rekrutierung Minderjähriger. Doch das Verfahren legte ein Mustermodell frei. Die Zarin hat ein beispielhaftes Jugendinternat aufgebaut, sechs junge Spieler des heutigen Nationalkaders sind Chelsea-Kids, die schon mit acht zum Klub kamen. Und sie hat vorgesorgt mit einem Rekord-Sponsoring: Nike zahlt Chelsea jährlich 60 Millionen Pfund – bis 2032. Vielleicht wird die härteste Verhandlerin der Fussballwelt mit dem Megawatt-Lächeln (*Daily Mail*) noch um Nachhilfe beim Brexit gefragt. Peter Hartmann

Berset attackiert Kleinfirmen

Von Florian Schwab — Staatsbetriebe wie Post und Swisscom sollen bei ihren Lieferanten gleiche Löhne für Frau und Mann durchsetzen. Innenminister Alain Berset stösst damit das Parlament vor den Kopf.

Von A wie Azienda Elettrica Ticinese bis Z wie Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften: 34 Staatsbetriebe haben sich letzte Woche dazu verpflichtet, regelmässig die «Einhaltung der Lohngleichheit im eigenen Betrieb nach anerkannten Standards» zu überprüfen sowie bei sämtlichen Lieferanten «Kontrollmechanismen» zur Durchsetzung zu entwickeln.

Wissenschaftlich hochumstritten

Initiant der jetzt unterzeichneten Charta ist Bundesrat Alain Berset (SP), der sich entsprechend freut: «Gleichstellung ist kein Frauenthema. Gleichstellung betrifft uns alle.» Für Bersets Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann ist die Ankündigung ein Coup. In den beteiligten Staatsbetrieben arbeiten rund 10 Prozent der Erwerbstätigen. Und wenn grosse Auftraggeber wie die SBB, die Swisscom und die Schweizerische Post zukünftig bei ihren Lieferanten die Einhaltung der Lohngleichheit verlangen, dann reicht der Arm des staatlichen Gleichstellungsbüros rasch einmal bis in die hintersten Winkel der Privatwirtschaft.

Daran, was mit «anerkannten Standards» zur Messung der Lohnungleichheit gemeint ist, lassen die Beamten nämlich keinen Zweifel: ihr eigener Standard, den sie den Firmen



Netz der Bürokratie: SP-Bundesrat Berset.

mit Aufforderungscharakter als kostenlose Software zur Verfügung stellen.

Doch genau diese Messmethode ist wissenschaftlich hochumstritten. So werden für die Ermittlung des unerklärten Lohnunterschieds wichtige Faktoren ausgeblendet, namentlich die tatsächliche Berufserfahrung, das gewählte Arbeitszeitmodell (Teil- oder Vollzeit) sowie besondere physische und psychische Belastungen eines Jobs.

Aus zahlreichen wissenschaftlichen Studien ist bekannt, dass vor allem Pausen in der Erwerbstätigkeit, beispielsweise durch Mutterschaft, zu einem geringeren Einkommen in der Zukunft beitragen. Mit Diskriminierung hat das nichts zu tun. Es handelt sich um eine objektive Erklärung für einen Lohnunterschied: Während der Arbeitspause können Wissen und Fähigkeiten veralten; man kann weder wertvolle Berufserfahrungen sammeln noch auf der Karriereleiter aufsteigen. Trotzdem berücksichtigt die Messmethode des Gleichstellungsbüros lediglich die Arbeitsdauer im gleichen Betrieb.

Sowieso gilt: Wenn Frauen für die gleiche Arbeit weniger verdienen würden als Männer, dann könnte man als Arbeitgeber durch die ausschliessliche Anstellung von Frauen die Kosten senken und wettbewerbsfähiger und profitabler werden.

Je weniger Mitarbeiter ein Unternehmen hat, desto schwieriger ist es ohnehin, statistisch belastbare Aussagen über die Löhne zu machen. Nicht umsonst hat das Parlament letztes Jahr beim Gleichstellungsgesetz die Schwelle für die Pflicht zur Lohngleichheitsanalyse von fünfzig Mitarbeitern auf hundert Vollzeitstellen angehoben. Im Fokus des Gesetzes stehen damit nur 0,9 Prozent der Unternehmen. Und das erst noch befristet: Nach zwölf Jahren wird es automatisch wieder ausser Kraft gesetzt.

Undemokratische Selbstermächtigung

Diese relativ wirtschaftsfreundliche Lösung unterläuft der Innenminister jetzt zusammen mit den Staatsbetrieben. Ein Architekturbüro mit acht Angestellten, das für die SBB einen Bahnhof neu zeichnet, oder eine Werbeagentur mit zwanzig Mitarbeitern, die für die Swisscom ein Plakat entwirft: Sie alle geraten ins Netz der staatlichen Lohnkontrollbürokratie. Genau das wollte das Parlament vermeiden. So betrachtet, kommt das Vorpreschen der Staatsbetriebe einer undemokratischen Selbstermächtigung gleich.

Aufbruch nach Stockholm

Von **Hubert Burda** — Ein bisschen hatte ich ja damit gerechnet, dass mein guter Freund Peter Handke einmal den Literaturnobelpreis gewinnen würde. Umso mehr freut es mich nun, bei der Verleihung dabei zu sein.

Peter Handke, der in diesem Jahr für sein Werk ausgezeichnet wird, hat mich zur Verleihung des Literaturnobelpreises in der schwedischen Hauptstadt eingeladen. Von der Schwedischen Akademie erreichte mich ein Schreiben, das mich auf den Dresscode aufmerksam machte: «formal attire (white tie and tail)». Sogleich habe ich meinen Schneider aufgesucht, mir einen Frack anpassen lassen und eine schon gebundene weisse Fliege (*white tie*) gekauft.

Was den Dresscode angeht, könnte es mit der Abreise gleich losgehen. Mich hat eine Mischung aus freudiger Aufregung und gespannter Erwartung erfasst. Erinnerungen an die Stadt Stockholm, Bilder von der königlichen Familie, ja von Königin Silvia, die wie ich in Heidelberg geboren wurde, überschlagen sich in meinem Kopf. Sie war doch Hostess während der Olympischen Spiele in München 1972, die der Präsident des Olympischen Komitees, Willi Daume, so eindrucksvoll inszenierte. Habe ich ihn nicht Jahre darauf in Graz getroffen mit seiner reizenden Tochter Doreen? Mit den Juroren des von mir gestifteten Petrarca-Preises hielt ich mich damals in der steirischen Metropole auf. Wir tagten in der Redaktion der wichtigen österreichischen Literaturzeitschrift *Manuskripte... Assoziationen!*

Taylor, Burton, Handke

Wie kam es zur Freundschaft mit Peter Handke? Mitte der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts machte ein junger Dichter aus Graz auf sich aufmerksam. (Erst später erfuhr ich, dass er aus Südkärnten stammte.) Er sah aus wie einer von den Beatles mit seinen langen Haaren und brachte eine Protesthaltung mit, die der der damaligen Rock-'n'-Roll- und Popmusik glich.

In seinem Theaterstück «Die Publikumsbeschimpfung» fand dieser neue Nonkonformismus seinen wirkungsvollen Ausdruck. Ich sah eine Aufführung des Stückes in den Münchner Kammerspielen, dachte, wenn ich schreiben könnte, müsste ich es ebenso anstellen, und beschloss, Peter Handke kennenzulernen.

Wie es dazu kam, könnte dem Pop-Art-Slogan «Connect the unexpected» entsprungen sein: Zur Bambi-Verleihung 1968 kamen das Gla-

mour-Paar Liz Taylor und Richard Burton nach München. Ich traf beide nach ihrer Ankunft im Hotel «Bayerischer Hof». Warum nicht Peter Handke, den ich in diesem Jahr in die Jury für den Bambi-Preis der Kategorie «Film» geholt hatte, in seinem damaligen Outfit zur Begrüßung mitbringen? Zwei Welten krachten aufeinander. Salz für die Journalisten!



Salz für die Journalisten: Burda (l.), Handke.

Im Jahr 1974 wurde des 600. Todestags des italienischen Dichters und Humanisten Francesco Petrarca in den deutschen Feuilletons gedacht.

Auf einem Treffen von Freunden war es der Künstler und Publizist Bazon Brock, der plötzlich die Idee vorbrachte, man müsse einen Preis im Namen Petrarcas schaffen. In Zeiten sozialkritischer Romane müsse endlich eine Alternative gefunden werden, welche die Autorschaft des Schriftstellers, seine Erfahrung als Person, nicht nur als Mitglied der Gesellschaft, sein ästhetisches Gestalten hervorhebe. Brock überzeugte mich schnell, so einen Preis zu stiften. Eine Dichterkrönung, wie sie Petrarca im 14. Jahrhundert auf dem Kapitol in Rom widerfuhr, hielten wir nicht mehr für realisierbar, aber wir hatten ein Programm: Die Petrarca-Preisverleihungen sollten an Orten stattfinden, in denen Petrarca entweder gelebt oder auf seinen Reisen Station gemacht hatte. Und neben der Preisverleihung

selbst, den Lesungen der eingeladenen Schriftsteller, sollten kunsthistorisch bedeutende Kunst- und Bauwerke in Italien und Südfrankreich besichtigt werden. Die moderne Kurzform der «Grand Tour» war erfunden.

Eine Bedingung stellte ich noch, bevor das Petrarca-Abenteuer starten konnte. Als Juror wollte ich unbedingt Peter Handke dabei haben. Seine Zusage machte mich glücklich. 1975 kam es zur ersten Preisverleihung auf dem Petrarca-Berg Mont Ventoux in der Provence. Seitdem wuchs unsere Freundschaft stetig über Jahrzehnte, und der Petrarca-Preis wurde zur Institution im literarischen Leben der deutschsprachigen Länder. Wie sorgfältig Handke die Texte der Preiskandidaten las, wie er jede Jurysitzung mit seiner unnachahm-

lichen Empfindung für lyrische Texte bestimmte, beeindruckte mich tief, ebenso wie sein freundlicher, ja empathischer Umgang mit anderen Dichtern, etwa mit Zbigniew Herbert, Jan Skácel, Tomas Tranströmer. Ich kann sie nicht alle aufzählen, nur vielleicht einige Schweizer, die ich durch Handke kennen- und schätzen lernte, den Essayisten Ludwig Hohl, die Autoren Urs Widmer, Gerhard Meier, den Lyriker Philippe Jaccottet.

Jetzt fehlt nur noch der Knopf

In der beschleunigten Zeit der Medienwelt, in der ich lebte und lebe, war und ist es bis heute notwendig, das, was man dann einmal die «Entdeckung der Langsamkeit» nannte, in sein Leben einzubeziehen. Einen sehr wichtigen Anstoss für mich gab dazu schon zu Beginn der 1980er Jahre der Roman «Langsame Heimkehr» von Handke, bis heute eines der wichtigsten Bücher für mich. Durch seine Sprache erleben

wir bei ihm die Verwandlung in eine andere Wirklichkeit.

Überrascht hat mich, dass der wunderbare Tomas Tranströmer, Petrarca-Preisträger 1981, der zum Schluss nicht mehr sprechen konnte, sich aber an das Klavier setzte und eine Mozart-Sonate spielte, den Literaturnobelpreis 2011 erhalten hat.

Hingegen rechnete ich eher damit, dass Peter Handke, der herausragende Dichter nicht nur meiner Generation, ein Autor deutscher Sprache, einmal für sein literarisches Werk mit dem Nobelpreis gewürdigt würde.

Aber jetzt muss ich nur noch den Knopf an meinem Hemd finden, der meine bereits gebundene weisse Fliege festhält.

Hubert Burda gehört zu den erfolgreichsten Verlegern im deutschsprachigen Raum.

Die Verleihung des Literaturnobelpreises findet am 10. Dezember in Stockholm statt.



SHOWDOWN IN MADRID

Ausland

Am Freitag fordert die Messerattacke eines verurteilten Terroristen auf der London Bridge zwei Tote. Usman Khan hatte 2012 einen Anschlag auf die Londoner Börse geplant und war zu sechzehn Jahren Haft verurteilt worden. In Grossbritannien ist mitten im Wahlkampf eine Debatte über die vorzeitige Entlassung von Häftlingen entbrannt.

China verhängt ein neues Gesetz, nach dem Smartphone-Verträge nur noch gegen Gesichtsscans abgeschlossen werden können. Mariss Jansons, der grösste unter den lebenden Dirigenten und gebürtiger Lette, stirbt an Herzschwäche in St. Petersburg.

Ursula von der Leyen beginnt ihre Arbeit als Präsidentin der EU-Kommission. Zu ihren Vorhaben gehört ein ehrgeiziges Klimaschutzpaket und in diesem Rahmen die Förderung neuer Technologien. «Wenn wir das richtig machen, dann ist das ein Wachstumsprogramm für Europa. Ich will, dass Europa, nicht China, diese Technik und dieses Wissen exportiert», sagt von der Leyen in ihrer Antrittsrede.

Emanzipation. Im norwegischen Solør wurde in einem tausend Jahre alten Kriegergrab das Skelett einer Frau nebst Waffen und Schild gefunden. Die Grabbeilagen deuten darauf hin, dass die Frau Kriegerin war. Lange war es umstritten, ob Wikingerfrauen auch in den Kampf

zogen. Im Londoner British Museum eröffnet «Troy: Myth and Reality». Die Ausstellung geht den 3000-jährigen Spuren nach, die die antike Stadt Troja in der Kunst hinterlassen hat. Troja war Schauplatz des ersten Zeugnisses abendländischer Literatur, der «Ilias» von Homer.

Der sächsische Malermeister Tino Chrupalla folgt auf Alexander Gauland als Co-Parteichef der AfD. Die Mitglieder der deutschen Sozialdemokraten wählen überraschend das Aussenseiter-Duo Norbert Walter-Borjans und Saskia Esken zu ihren Vorsitzenden: Sie gelten als prononciert links und stehen der grossen Koalition mit der CDU kritisch bis ablehnend gegenüber. Der zum zweiten Mal in den Libanon abgeschobene Clan-Chef Miri will erneut nach Deutschland einreisen, sobald er das Geld dafür habe.

Europaparlament ruft «Klimanotstand» für Europa aus. Die auf einem Segelschiff anreisende Greta Thunberg wird den Klimagipfel in Madrid nicht rechtzeitig erreichen. Wie der Deutsche Spendenrat bekanntgibt, haben die Deutschen trotz medial omnipräsenter Klimabewegung noch weniger Geld für Natur und Umwelt gespendet als sonst schon: nur drei Prozent des Gesamtvolumens gehen an ökologische Anliegen.

Maltas Premierminister Joseph Muscat kündigt für Januar seinen Rücktritt an, vermutet wird eine Verwicklung Muscats in den Mord an der Journalistin Caruana Galizia.

Inland

Am Montag beginnt die 51. Legislatur des Schweizer Parlaments. Die Sitzung eröffnet als Alterspräsidentin Maya Graf von den Grünen. Es sei ihr bewusst, dass es nur ein Zufall sei, dass sie heute hier vorne sitzen dürfe. «Ich bin schlicht jene Parlamentarierin im Nationalrat, die es bisher am längsten ausgehalten hat – doch das ausgesprochen gerne!» 84 der 200 Nationalräte sind Frauen.

Beim Chlauseinzug in Rickenbach LU wird ein siebzehnjähriger Schmutzli von einem fünfzehnjährigen Albaner am Rücken mit einer Stichwaffe verletzt, der Täter wird vom Unterricht freigestellt. Die Basler Staatsanwaltschaft sucht mit unzensurierten Fahndungsfotos nach gewalttätigen Chaoten einer linken Demo.

Auch dieses Jahr stehen die Ikea-Erben der Familie Kamprad auf Platz eins des Bilanz-Rankings «Die Reichsten 300»: mit 54 bis 55 Milliarden Franken Vermögen. Als «Machtkampf der Milliardäre» betitelt der Tages-Anzeiger den Streit zwischen Amag-Besitzer Martin Haefner (4 bis 4,5 Milliarden) und dem russischen Investor Viktor Vekselberg (10 bis 11 Milliarden) um den Stahlkonzern Schmolz + Bickenbach mit Sitz in Luzern. Die beiden Grossaktionäre einigen sich in letzter Minute auf eine Kapitalerhöhung des Unternehmens mit 800 Mitarbeitern in der Schweiz.

Der Schweizer Arsenal-Profi Granit Xhaka ist mit einem Smart zum Training gefahren, sein Teamkollege Pierre-Emerick Aubameyang mit einem goldlackierten Lamborghini. Der reichste Schweizer Sportler ist gemäss Bilanz Roger Federer (500 bis 600 Millionen), als erster lebender Persönlichkeit wird dem Tennisspieler eine silberne Gedenkmünze gewidmet. Die Schweiz trifft an der Fussball-EM 2020 auf Italien, die Türkei und Wales.

Die neuen Pisa-Ergebnisse zeigen, dass die Leistungen der Schweizer Schülerinnen und Schüler in den Bereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften seit 2012 rückläufig sind. Der Dachverband der Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) «freut sich» gemäss einer Medienmitteilung über die «positiven Resultate».

Die Eidgenössische Medienkommission schlägt ein Zertifikat für Journalisten und ein Qualitätslabel für Medien vor. Mitglied der Kommission ist unter anderen der ehemalige NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann. In der Unterwalliser Gemeinde Saillon erschießt ein Hobby-Jäger irrtümlich ein Lama statt eines Rehs, wie das Online-Medium zomin.ch berichtet.

Douro – die Mosel Portugals

mit moderner MS Douro Spirit



MS Douro Spirit*****



Katalog 2020
Jetzt bestellen!



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 14 m²) mit franz. Balkon



Restaurant

8 Tage ab Fr. 890.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie inkl. Vollpension, ohne Flug)

Porto–Pinhão–Barca d'Alva–Régua–Porto

- 1. Tag Zürich–Porto–Bitetos** Ind. Anreise zum Flughafen Zürich. Flug nach Porto⁽³⁾. Transfer⁽³⁾ zum Schiff und Einschiffung. Um 17.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- 2. Tag Bitetos–Pinhão** Ausflug⁽¹⁾ zum Weingut, Mittagessen und Live-Unterhaltung. Freie Zeit in Pinhão. Abendessen mit Folkloredarbietung.
- 3. Tag Pinhão–Vega de Terrón** Schifffahrt zur spanischen Grenze. Erholung an Bord und Mittagessen. Ausflug⁽¹⁾ nach Castelo Rodrigo.
- 4. Tag Salamanca** Abwechslungsreiche Busfahrt⁽¹⁾ nach Salamanca und Rundgang. Mittagessen und feurige Flamenco-Show. Rückkehr zum Schiff in Barca d'Alva. Abends typisch portugiesisches Grillfest an Bord.
- 5. Tag Barca d'Alva–Pinhão–Régua** Fahrt nach Pinhão. Ausflug⁽¹⁾ nach Vila Real mit Besuch des Schlosses Mateus. Wiedereinschiffung in Régua.
- 6. Tag Régua–Vila Nova de Gaia** Ausflug⁽¹⁾ in die alte Bischofsstadt Lamego. Schifffahrt zurück nach Porto. Abends Fado-Show an Bord.
- 7. Tag Vila Nova de Gaia** Rundfahrt⁽¹⁾ in Porto mit farbenprächtiger Cais da Ribeira und alter Alfândega. Portweinverkostung in einer Kellerei. Ausflug⁽²⁾ nach Guimarães mit altem Stadtkern und Burg. Abschieds-Abendessen an Bord.
- 8. Tag Vila Nova de Gaia–Porto–Zürich** Ausschiffung nach dem Frühstück. Weiterreise gemäss Verlängerungsprogramm oder Transfer⁽³⁾ zum Flughafen Porto. Flug nach Zürich⁽³⁾ und individuelle Heimreise.

Verlängerungsprogramm

- 8. Tag Porto–Lissabon** Busfahrt. Halt in Aveiro. Kanalfahrt mit Moliceiro-Boot. Bummel durch Coimbra. Check-in Hotel. Abendessen. (F, M, A)
- 9. Tag Lissabon** Rundfahrt/-gang durch die portugiesische Hauptstadt. Freie Zeit für eigene Erkundungen an Nachmittag und Abend. (F)
- 10. Tag Estoril–Cascais–Sintra** Küstenfahrt. Freie Zeit für Erkundungen in Lissabon. (F, M)
- 11. Tag Lissabon–Zürich** Transfer⁽³⁾ zum Flughafen, Rückflug⁽³⁾ und individuelle Heimreise.

MS Douro Spirit*****

Schiff mit Platz für 124 Gäste. Alle 65 Kabinen mit französischem Balkon, Dusche/WC, Föhn, TV, Telefon, Safe, kleinem Tisch und Stühle sowie Klimaanlage. Die Kabinengrösse beträgt bei den 2-Bettkabinen sowie den 1-Bettkabinen Mitteldeck ca. 14 m², 2-Bettkabinen Mitteldeck vorne ca. 13 m² und 1-Bettkabinen Mitteldeck vorne ca. 12 m². Die Junior Suite auf dem Mitteldeck (ca. 20 m²) und die Suiten auf dem Oberdeck (ca. 21 m²) sind mit einer Badewanne ausgestattet. Zur Bordausstattung gehören Réception und Boutique/Souvenirshop, Restaurant, Panorama-Salon mit Bar/Tanzfläche, Spa, Fitnessraum, teilweise überdachtes Sonnendeck mit kleinem Pool, Sitz- und Liegegelegenheiten. Lift zwischen Haupt- und Oberdeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit.

Nichtraucherschiff (Rauchen auf Sonnendeck erlaubt).

Abreisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

16.03.	1400	18.05.	500	20.07.	800	28.09.	500
23.03.	1300	25.05.	500	27.07.	1000 ⁽⁶⁾	05.10.	600
30.03.	1200	01.06.	500	03.08.	1000 ⁽⁶⁾	12.10.	800
06.04.	1000 ⁽⁶⁾	08.06.	500	10.08.	800	19.10.	1000
13.04.	800	15.06.	500	17.08.	800	26.10.	1200
20.04.	600	22.06.	500	24.08.	600	02.11.	1400
27.04.	500	29.06.	500	31.08.	500		
04.05.	500	06.07.	600	14.09.	500		
11.05.	500	13.07.	800	21.09.	500		

⁽⁶⁾ Nur noch wenige Kabinen verfügbar

Leistungen Flusskreuzfahrt: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Getränkepaket: (Wasser, Kaffee/Tee zum Mittagessen, Wasser, Soft-Drinks, Hauswein zum Abendessen), Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Leistungen Verlängerungsprogramm: 3 Übernachtungen im 4-Sterne Hotel in Lissabon, Mahlzeiten gemäss Programm, Getränke (Softdrinks, Mineralwasser, Kaffee/Tee während den Mahlzeiten), alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm, Deutsch sprechende Reiseleitung

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	2190
2-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2390
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2490
1-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2990
1-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	3090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3190
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	2490
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2690
Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3490
Zuschlag Alleinbenutzung MD/OD	990/1290
Annulations- und Assistance-Versicherung	79
An- und Rückreisepaket (Flug mit TAP, Transfers in Portugal, Taxen, Basis G-Klasse)	395
Doppelzimmer Verlängerungsprogramm	640
Einzelzimmer Verlängerungsprogramm	840



Pinhão



Traditionelle Portwein-Boote, Porto

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket (6 Ausflüge Fr. 260.–) enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Im An- und Rückreisepaket inbegriffen

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirmen: douroazul und Buzz Portugal

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Martina Hafen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Wiler Weihnacht

Von Erik Ebneter — Verbannt die Stadt Wil aus Rücksicht auf Muslime Weihnachtslieder aus den Schulen? Schulratspräsidentin Jutta Rösli widerspricht – und appelliert an christliche Werte.



«Wir sind sehr sorgfältig vorgegangen»: Psychologin Rösli.

Die Stücke hatten die grösstmögliche Bühne, obwohl sie gar nicht aufgeführt wurden: «Schule verbannt drei Lieder von Adventsfeier», lautete am Dienstag vor einer Woche die Schlagzeile auf der Titelseite von *20 Minuten*, der auflagenstärksten Zeitung der Schweiz. Schnell zogen Nachrichtenportale wie Blick.ch und Nau.ch nach. Es war die Meldung des Tages, bis am Abend bekannt wurde, dass Köbi Kuhn, der langjährige Trainer der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft, verstorben ist. «Wäre das vorher passiert, hätte es die Geschichte mit den Weihnachtsliedern kaum auf die Titelseite geschafft und nicht so

hohe Wellen geworfen», sagt Jutta Rösli, die Schulratspräsidentin der Kleinstadt im sankt-gallischen Fürstentum. Es klingt nicht relativierend, nicht zynisch, sondern so nüchtern, wie Rösli im Auftritt ist.

Wir sitzen in ihrem Büro in der Wiler Altstadt, mit Blick auf das Rathaus, wo am 9. Dezember eine Schulklasse ein Fenster dekorieren wird. Wil wird alljährlich um diese Zeit zu einem Adventskalender im Stadtformat: 24 Familien und Organisationen, darunter diesmal zwei Schulklassen, gestalten 24 Fenster – Tag für Tag bis Heiligabend. «Eine schöne Tradition», sagt Rösli, deren Büro eher karg

eingrichtet ist. Persönliche Gegenstände sind kaum zu sehen, einzig ein paar Bilder an der Wand setzen Akzente. Das Tessiner Fernsehen, das nach dem Wirbel um die Weihnachtslieder vorbeikam, machte ein Interview mit Rösli vor einem dieser Bilder. Inzwischen ist es Montag, fast eine Woche nach der Schlagzeile von *20 Minuten*, und Rösli sagt, ohne eine Miene zu verziehen: «Muss ich mir Vorwürfe machen? Ich finde nicht. Wir sind sehr sorgfältig vorgegangen. Gut, vielleicht fast schon übervorsichtig.»

80 Prozent fremdsprachige Schüler

Die Leitung des Schulhauses Matt in Wil hatte den Lehrern im November mitgeteilt, dass an der Weihnachtsfeier vom 20. Dezember, dem letzten Schultag vor den Ferien, drei Lieder nicht gesungen würden – aus «Rücksicht gegenüber anderen Kulturen und Religionen». Es handelt sich um «Go Tell it on the Mountain», «Fröhliche Weihnacht überall» und «S gröschte Gschänk», die alle die Geburt Jesu preisen. Andere Lieder wie «Stille Nacht» mit ebenso klar religiösen Bezügen («Christ, der Retter ist da») sind nach wie vor auf dem Programm. Rösli, die erst kurz vor dem Artikel in *20 Minuten* vom Thema erfuhr, stellt sich vor die Schulleitung: «Man musste das Programm ohnehin straffen, auch deshalb wurden die drei Lieder gestrichen. Natürlich diskutieren wir nun, ob dieser Entscheidung angemessen war, aber grundsätzlich gilt: Die Leute vor Ort kennen die Verhältnisse am besten.»

Wil hat mit 28 Prozent einen höheren Ausländeranteil als der Kanton St. Gallen (24 Prozent) und die Schweiz (25 Prozent). Vor allem im Süden der Stadt, wo auch das Schulhaus Matt liegt, leben viele Menschen ohne Schweizer Bürgerrecht. An einzelnen Schulen wie im Matt ist Deutsch nur für eine Minderheit die Muttersprache; der Spitzenwert für fremdsprachige Schüler an einer Schule liegt bei 80 Prozent. Die amtliche Statistik weist knapp 10 000 Personen aus, deren Konfession unbekannt ist – viele von ihnen dürften Muslime sein. Insgesamt leben rund 24 000 Menschen in Wil, darunter FDP-Bundesrätin Karin Keller-Sutter sowie SVP-Nationalrat Lukas Reimann, der vor zehn Jahren ein Kopf der Anti-Minarett-Initiative war. Die Einbürgerung des örtlichen Imams gab vor einiger Zeit schweizweit zu reden: Manche werfen ihm vor, Kontakte zu radikalen Kreisen zu unterhalten; andere schildern ihn als Mittler zwischen den Kulturen. Die Satiriker Viktor Giac-

cobo und Mike Müller karikierten Wil in ihrer SRF-Sendung gerne als Taliban-Nest.

Jutta Rööslı sagt: «Wir leben hier gut zusammen.» Natürlich gebe es auch Probleme, aber das Bild, das in der Öffentlichkeit von Wil vorherrsche, spiegle die Realität nicht. Richtig sei, dass sich muslimische, aber auch andere Eltern hin und wieder beklagten, wenn in der Schule christliche Themen behandelt würden. «Es ist ein Spagat: Einerseits müssen wir die Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleisten und konfessionell neutral sein, andererseits heisst es im kantonalen Gesetz, die Volksschule sei nach christlichen Grundsätzen zu führen. Wir versuchen, eine gesunde Mitte zu finden, wobei christliche Werte die Leitkultur bilden. So schlecht können wir es nicht machen, jedenfalls halten sich die Reklamationen in engen Grenzen.» Der brennendste Frage im Schulbereich sei zurzeit ohnehin eine andere: Soll die Stadt Wil die katholische Meitli-Sek St. Katharina weiterhin finanzieren? Vor allem Familien, die seit Generationen in Wil ansässig sind, würden an der privaten Traditionsschule hängen, erklärt Rööslı.

Sie selber wohnt seit fünfzehn Jahren in der Stadt und nennt sich eine «relativ neue» Einwohnerin. Aufgewachsen ist sie in Bad Ragaz, wo sie eine Lehre als Konstrukteurin machte. Auf dem zweiten Bildungsweg studierte sie Psychologie; später arbeitete sie unter anderem

in Führungsfunktionen für die Invalidenversicherung sowie für die Berufsberatung des Kantons St. Gallen. Als Schulratspräsidentin ist sie Mitglied der fünfköpfigen Exekutive. Die Wahl gewann sie als Parteilose gegen Kandidaten der Grünen und der SVP. Sich selber bezeichnet Rööslı als Mitte-links. Am ehesten fühle sie sich der Christlich-sozialen Partei (CSP) nahe, die in St. Gallen allerdings nicht aktiv ist. Rööslı ist verheiratet und hat keine Kinder. Über ihr Verhältnis zu Religion sagt sie: «Ich bin katholisch und habe einen Glauben.»

Gehässige Mails von auswärts

Bietet die Volksschule den Kindern heute eine gleich gute Ausbildung wie früher, als Rööslı zur Schule ging? Sie überlegt einen Moment. «Meinen ersten Vortrag musste ich in der Sek halten. Heute lernen die Kinder viel früher, vor Publikum aufzutreten. Das ist jetzt nur ein Beispiel, aber ich glaube nicht, dass man sagen kann, die Qualität des Unterrichts habe abgenommen.» Allerdings brächten Smartphones eine gewisse Unruhe in die Klassenzimmer. Viele Kinder hätten Mühe, sich zu konzentrieren, wobei das natürlich nicht nur für die Volksschule gelte. Zudem seien nicht wenige Kinder überbehütet. Rööslı zitiert die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm: «Kinder haben ein Recht auf blaue Flecken.»

Den Einwand, dass die Schule Wil ebenfalls viel Rücksicht auf die Empfindlichkeiten von Schülern und Eltern nehme, wie die Geschichte mit den Weihnachtsliedern zeige, will sie nicht gelten lassen. «Die drei Lieder, die im Schulhaus Matt dieses Jahr nicht gesungen werden, sind an anderen Schulen – wir haben zehn insgesamt – im Programm der Adventsfeiern. Es gibt keine Verbote, und wir nehmen auch keine falsche Rücksicht. Das stimmt einfach nicht.» Die Geschichte wird sie trotzdem weiter beschäftigen: Der Kantonsrat befasst sich nun mit dem Fall, und im Stadtparlament wurde eine Anfrage eingereicht, die Rööslı beantworten muss. «Wir haben hier ein arbeitsfreudiges Parlament», sagt sie – für einmal in ironischem Ton.

Der Vorstoss ist, wie sich denken lässt, nicht die einzige Reaktion, die in den vergangenen Tagen bei ihr eingegangen ist. Hunderte Mails habe sie bekommen, die meisten von auswärts und zum Teil sehr gehässig. «Ich habe das noch nie erlebt, und es gibt mir schon zu denken», sagt Rööslı, die gleichzeitig nicht sonderlich beeindruckt wirkt. «Wir wurden meist nicht beurteilt, sondern verurteilt. Aber ich bin denen, die mich angriffen, nur bedingt Rechenschaft schuldig.» Sie macht eine Pause. «Mein Verständnis von christlicher Nächstenliebe ist jedenfalls ein anderes», erklärt sie und erlaubt sich doch noch ein Lächeln. ○

© UBS 2019. Alle Rechte vorbehalten.

Kostenloses Kapitaleinzahlungskonto

Dr. Sara Müller
Bioinformatics Specialist

BIOGENETICA
Dr. Sara Müller
Founder

Gemacht für Start-ups mit neuen Ideen.

UBS Start Business. Die Plattform für Gründer und Durchstarter.

ubs.com/startbusiness

Ein Wunder, ein Fauxpas und ein Schrei-Baby

Von *Philipp Gut und Hubert Mooser* — Zum Auftakt der Legislatur interessierten im Bundeshaus vor allem die Neuen. Einige von ihnen müssen sich erst an die Berner Sitten und Gebräuche gewöhnen.

Seit hundert Jahren hat es keine so volatile Wahl wie diejenige vom 20. Oktober gegeben. Die personelle Umschichtung ist beträchtlich, im Bundeshaus begegnet man Dutzenden von neuen Gesichtern. Man konnte es überall lesen: Das neue Parlament ist so jung, grün und weiblich wie noch nie. Dass bei der Eröffnung der Session und Legislatur im Nationalratssaal aber gleich Babys mit um die Aufmerksamkeit buhlen würden, hatte niemand erwartet. Minutenlang kreischte irgendwo ein Kleinkind, als ob die heiligen Bundeshallen eine Kinderstube oder ein Hort seien. Der laute Nachwuchs stammt von der Aargauer Grünen **Irène Kälin**, der neuen zweiten Vizepräsidentin des Nationalrats. Stolz sass ihr schreibender Lebenspartner auf der Ratstribüne, das schreiende Kind im Arm.

Es gibt bekannte Gesichter unter den neuen Ratsherren. Etwa den Waadtländer Nationalrat und Präsidenten des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, **Pierre-Yves Maillard**. Für ihn ist es nach den Jahren als Regierungsrat und Spielmacher der Waadtländer Sozialpolitik eine Rückkehr an den früheren Tatort. Maillard gehörte nämlich schon Ende der 1990er Jahre dem Nationalrat an. Für Aufsehen sorgte er mit einer erfolgreichen Kampagne gegen die Liberalisierung des Strommarkts. Er gewöhne sich langsam wieder an den Rhythmus des Bundesparlamentes, sagt er über seine Rückkehr. Gemeint ist mit dem besonderen Rhythmus: draussen warten, bis alle geredet haben, und dann in den Ratssaal spurten, um gerade noch rechtzeitig den Abstimmungsknopf zu drücken.

Eigentlich müsste Papst Franziskus den BDP-Nationalrat **Heinz Siegenthaler** heiligsprechen. Denn so viele Male, wie der Berner politisch von den Toten auferstanden ist – das grenzt an ein Wunder. 2014 konnte der Meisterlandwirt aus Rüti b. Büren ein erstes Mal für **Ursula Haller** nachrutschen, wurde bei den Wahlen 2015 aber abgewählt, durfte 2017 dann wieder nachrutschen, diesmal für **Urs Gasche**. Bei den letzten Wahlen erlitt Siegenthaler erneut Schiffbruch. Gewählt wurde von den BDP-Kandidaten nebst **Lorenz Hess** Regierungsrätin **Beatrice Simon**. Da Simon jedoch sofort auf das Amt verzichtete – sie will jetzt doch lieber im Regierungsrat bleiben –, konnte Siegenthaler als bester Nichtgewählter wieder erben. Nun darf der

BDP-Politiker endlich einmal vier Jahre am Stück mitmischen.

Die SP steckt im Formtief, und ihre Aushängeschilder leiden. Auffallend viele Sozialdemokraten wie **Pierre-Yves Maillard**, **Mathias Reynard** (VS) oder **Matthias Aebischer** (BE) hatten in den letzten Tagen Schnupfen. Da traf es sich gut, dass die Organisation Schweizer Gesundheitstage im Business-Center am Bärenplatz, einen Steinwurf vom Bundeshaus entfernt, zum achten Mal einen Parlamentarier-Grippeimpftag organisierte. Vorsorglich liess sich auch

SP-Parteichef **Christian Levrat** gegen die Grippe immunisieren, damit er sich beim parteiinternen Nahkampf nicht auch noch ansteckt. Ebenfalls impfen liessen sich: CVP-Nationalrätin und Gesundheitslobbyistin **Rita Humbel**, SP-Nationalrat **Angelo Barrile**, Ständerat **Thomas Hefti** (FDP) und andere mehr.

Eine Gruppe unter den neuen Parlamentarierinnen und Parlamentariern hat es besonders schwer: die Vertreter von politischen Dynastien. Sie werden an den Meriten ihrer Väter gemessen. Einer von ihnen ist **Benjamin Giezendanner** (SVP), Sohn von SVP-Verkehrspolitikers **Ulrich Giezendanner**. Von ihm heisst es bereits, er sei ganz der Papa, was vielversprechend klingt. Gespannt darf man aber auch auf die Darbietungen anderer Vertreter dieser Gruppe sein, zum Beispiel auf **Lilian Studer** (EVP), **Marianne Binder-Keller** (CVP), **Simon Stalder** (CVP) und **Vincent Maitre** (CVP), denen die Politik eigentlich in den Genen stecken müsste.

Aber zuerst müssten sie herausfinden, wie der Laden in Bern funktioniert, wie der Urner Na-



Lauter Nachwuchs: Irène Kälin (Grüne).



Wiederauferstehung: Heinz Siegenthaler (BDP).



Musterschülerinnen in der ersten Reihe: Lisa Mazzone (l.) und Céline Vara (Grüne).



In Bewegung: Pierre-Yves Maillard (SP).



Nähe der Macht: Esther Friedli (SVP).



Unverwüstlich: Corrado Pardini (SP).



Hoffnungsträger: Benjamin Giezendanner (SVP).



Unvergesslich: Thomas Müller (SVP).

tionalrat **Simon Stalder** gegenüber Radio SRF zu verstehen gab. Sein grösstes Problem vor dem Start in die neue Legislatur war offenbar der perfekte Krawattenknopf. Dann heisst es zuerst einmal artig auf dem zugewiesenen Sitzplatz klebenbleiben, wie **Marianne Binder-Keller**, die konzentriert der Debatte über die Kohäsionszahlungen der EU lauschte und via SMS ausrichtet: Sie müsse aufpassen, was am Rednerpult gesagt werde. Ein Vergleich mit ihrer abgewählten Schwägerin **Barbara Keller-Inhelder** drängt sich auf. Verfügt Keller-Binder über das gleiche Sitzleder wie die angeheiratete Verwandte? Keller-Inhelder sass bei fast jeder Debatte im Saal, schritt jedoch so gut wie nie ans Rednerpult. Parteikollegen von ihr meinen nun, ihre Abwahl könnte auch damit zu tun gehabt haben, dass sie zu wenig «Radau» gemacht habe.

Besondere Beachtung genossen die jungen Ständerätinnen der Grünen, **Céline Vara** und **Lisa Mazzone**, zum Auftakt der Wintersession. Die Westschweizerinnen sitzen in der Kleinen Kammer wie zwei Musterschülerinnen sprichwörtlich in der ersten Reihe. Aller-

dings ist es als Ständerätin von Vorteil, wenn man auch Deutsch versteht, weil es im Ständerat halt keine Simultanübersetzung gibt. Und das kann zu Missverständnissen führen, wenn man wie **Vara** oder **Mazzone** das Deutsch von Ratspräsident **Hans Stöckli** nicht in allen Nuancen versteht. Und so stand das Duo etwas zu früh und etwas verlegen mitten im Ratsaal, um das Gelübde abzulegen. Laut **NZZ** flüsterte ihnen ein Ratskollege dann zu, sie seien noch nicht an der Reihe, worauf das Frauenduo artig wieder an seinen Platz zurückkehrte.

Es wird wohl nicht der einzige Fauxpas der jungen Wilden im altherwürdigen Ständerat bleiben. Vom Grünen **Robert Cramer** heisst es, dass er die neuen Partei- und Ratskolleginnen väterlich in die Sitten und Gepflogenheiten des **Stöckli** einführte – mit mässigem Erfolg.

Der Sitzplatz eines Parlamentariers im Nationalrat entscheidet normalerweise auch über die Rangordnung in Fraktion und Partei: Je weiter hinten man platziert ist, desto grösser ist der Einfluss. Ganz hinten sind die Partei- und Frak-

tionschefs. Normalerweise sitzen Ratsneulinge weiter vorne. Auffallend bei der SVP ist diesmal, dass **Esther Friedli**, Lebenspartnerin des ehemaligen SVP-Parteichefs **Toni Brunner**, als frisch gewählte Nationalrätin bereits in der zweithintersten Reihe sitzt, also in der Nähe der Macht. Ist es bloss Zufall, oder ist Friedlis Sitzplatz bereits ein Zeichen für höhere Weihen?

Es gibt einige Ratsneulinge, denen man zutraut, dass sie im Parlament etwas bewegen können. Allen voran Gewerkschaftsbund-Präsident **Pierre-Yves Maillard**. Er hatte schon einiges in Gang gebracht, bevor er überhaupt gewählt war. Bei der SVP gelten **Benjamin Giezendanner** und **Esther Friedli** sowie die Obwaldnerin **Monika Rüegger** als Neue mit Potenzial. Der Bündner **Jon Pult** (SP) wird als Präsident der Alpen-Initiative wohl in der Verkehrspolitik Pflöcke einzuschlagen versuchen. Auch die frühere Juso-Präsidentin **Tamara Funciello** wird probieren, den einen oder anderen Akzent zu setzen. Vielversprechendes hört man über den Walliser CVP-Nationalrat **Sidney Kamerzin**. Von den früheren Regierungsräten wie Nationalrätin **Jacqueline de Quattro** (FDP) und **Manuela Weichelt-Picard** (Grüne) sowie von Ständerätin **Eva Herzog** (SP) oder dem Ständerat **Jakob Stark** darf man erwarten, dass sie im neuen Parlament tragende Rollen übernehmen.

Die junge **Martina Bircher** (SVP) könnte in der Volkspartei zu einer zweiten **Barbara Steinemann** werden. Beide politisieren volksnah und datenbezogen: Aus ihrer Tätigkeit in lokalen Sozialbehörden wissen sie, was diesbezüglich faul ist im Staate Schweiz.

Schliesslich gibt es ein paar Parlamentarier, die man in Bern künftig etwas vermissen wird, zum Beispiel **Ulrich Giezendanner** – nicht bloss wegen der Schokolade, die er jeweils am Jahresende grosszügig an Journalisten verteilte. Vermissen wird man auch die barocke Gestalt des Tessiner Ständerates **Filippo Lombardi** (CVP), der für seinen Heimatkanton fast wichtiger war, als es Bundesrat **Ignazio Cassis** (FDP) ist. Fehlen werden aber auch die fundierten migrationspolitischen Kenntnisse eines **Heinz Brand** (SVP), das unverwüstliche Engagement für mehr Lohnschutz von SP-Politiker **Corrado Pardini** sowie die Warnrufe gegen den Bürokratieausbau eines **Hans-Ulrich Bigler** (FDP).

Nicht vergessen darf man das Raucherzimmer auf der Ebene des «Grand Café» in der «Galerie des Alpes» im Bundeshaus, wo **Thomas Müller** (SVP) während der Sessionen die Debatten teils absass. Der Ostschweizer gehörte fast schon zum Inventar, derart häufig sass er hier paffend an einem Tisch, in Unterlagen oder Zeitungen vertieft. Ihn wird man hinter der Rauchwand nicht mehr antreffen. Müller schaffte seine Wiederwahl nicht.

Der talentierte Herr Jordan

Von Florian Schwab — Mit Minuszinsen schwächt die Schweizerische Nationalbank die Wirtschaft. Bisher lässt Thomas Jordan jegliche Kritik an sich abperlen. Ist der SNB-Chef der Urheber einer riesigen Enteignungswelle, oder macht er das Beste aus einer schwierigen Situation?

Nächste Woche lädt die Nationalbank zur «geldpolitischen Lagebeurteilung». Und kaum jemand erwartet Bahnbrechendes von Thomas Jordan. Schon körperlich markiert der wuchtige Zweimetermann einen ruhenden Pol. Vermutlich wird der Chef der Schweizerischen Nationalbank (SNB), wie bereits in den letzten fünf Jahren, routiniert bis gebetsmühlenartig den Negativzins von minus 0,75 Prozent verteidigen.

Bei solchen Gelegenheiten, wenn er die «weiterhin fragile Wechselkursituation» als Rechtfertigung für seine «expansive Geldpolitik» ins Feld führt, bedient sich Jordan jeweils ganz bewusst des trockensten Technokraten-Jargons. Rhetorisches Feuerwerk und politische Zaubertricks – das ist definitiv nicht sein Metier.

Jordans Auftritt ist für gewöhnlich so unspektakulär angelegt, dass er von weitem signalisiert: Alles unter Kontrolle, die Ökonomen-Armada der Nationalbank sorgt dafür, dass die Schweizerinnen und Schweizer auch nächstes Jahr ruhig schlafen können. Die SNB als eine Art geldpolitische Nuklearsicherheitsbehörde: Der Bürger weiss zwar, dass es irgendwie gefährlich ist, muss aber darauf vertrauen, dass die Experten alles irgendwie unter Kontrolle halten. Laut dem letzten Sorgenbarometer der Credit Suisse, einer breit angelegten Umfrage, fühlt sich eine grosse Mehrheit gut aufgehoben bei der Nationalbank: 63 Prozent der Befragten vertrauen der Jordan-Behörde.

Auf der anderen Seite: Gegen den Fels in der Brandung kommt ein vernehmliches Grollen auf. Immer mehr Meinungsmacher, Experten, Finanzspezialisten mit hohem Leistungsausweis sind alarmiert. Sie setzen grosse Fragezeichen hinter das Wirken des früheren Wasserballers, der sich auch von verdeckten Fouls nicht aus der Fassung bringen lässt. Die zentrale These gegen Jordan lautet: Dieser Mann vernichtet in gigantischem Ausmass das Vermögen der Schweizer. Es fallen scharfe Worte.

Wochenlanges Schweigen

Was stimmt? Ist Jordan der weise Beruhiger, der patriotische Vermeider grösseren Unglücks in einer Welt der verrückten Finanzen? Oder muss man ihn als wandelnde Zerstörungswaffe gegen den Schweizer Wohlstand, die Kaufkraft und die Sparguthaben der Bevölkerung verstehen?

Die *Weltwoche* hätte mit Thomas Jordan gerne über seine Frankenpolitik gesprochen. Aufgrund der zeitlichen Nähe zur «geldpolitischen Lagebeurteilung» hat er sich aber, wie üblich, eine mehrere Wochen lange Schweigepause verordnet. An seiner Stelle schreibt eine Sprecherin, der Negativzins sei «im gegenwärtigen Umfeld und im Gesamtinteresse des Landes notwendig». Die Schweiz könne sich als kleine offene Volkswirtschaft «nicht von den global anhaltend tiefen Zinsen abkoppeln».

«Raffiniertester Bankraub der Geschichte»

Lassen wir zunächst die Skeptiker zu Wort kommen. Aus der Sicht von Kurt Schiltknecht etwa, ehemaliger Chefökonom der Nationalbank, wäre es an der Zeit, die Zinsen anzuheben. «Die wirtschaftliche Entwicklung in den letzten drei Jahren war sehr gut. Warum die Nationalbank nicht reagiert hat, versteht kaum jemand in der Bankenwelt.»

Auch Oswald Grübel, als früherer UBS- und CS-Chef bestens mit der Problematik vertraut, findet den derzeitigen Leitzins von minus 0,75 Prozent zu tief: «Ein angemessene-

Rhetorisches Feuerwerk und politische Zaubertricks – das ist definitiv nicht sein Metier.

ner Wert läge meines Erachtens derzeit bei null Prozent.» Er artikuliert seine Vorbehalte in deutlichen Worten. Die Schweiz sei «reich und stark geworden durch eine starke Währung». In Abkehr von der jahrzehntelangen Tradition, den Franken aufwerten zu lassen, «begreift die SNB offenbar neuerdings die Schwächung der eigenen Währung als ihren Auftrag». In dieses Ziel investiere sie «ungeheuren Aufwand».

Die Kritik an der Nationalbank entzündet sich vor allem an der Schwächung des Franken mit einem Leitzins, der so tief im negativen Bereich liegt wie sonst nirgends auf der Welt: minus 0,75 Prozent. Diesen Negativzins führte Jordan am 15. Januar 2015 ein, nach der Aufhebung der Kursuntergrenze von Fr. 1.20. Seit diesem Tag lässt die Nationalbank den Wert von minus 0,75 unangetastet. Statt dass die Banken wie früher einen Zins bekommen, wenn sie Gelder bei der SNB deponieren, müssen sie seither 0,75 Prozent ihres Guthabens bei der Nationalbank (oberhalb einer gewissen

Freigrenze) als Negativzins abliefern. Durch diesen Kanal sind seit 2015 rund acht Milliarden Franken von den privaten Banken zur SNB geflossen.

«Dieses Geld fehlt für die Stärkung der Eigenkapitalbasis und für Investitionen», argumentiert Bankkenner Grübel. Ein Finanzmanager, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will, spricht sogar vom «raffiniertesten Bankraub der Geschichte».

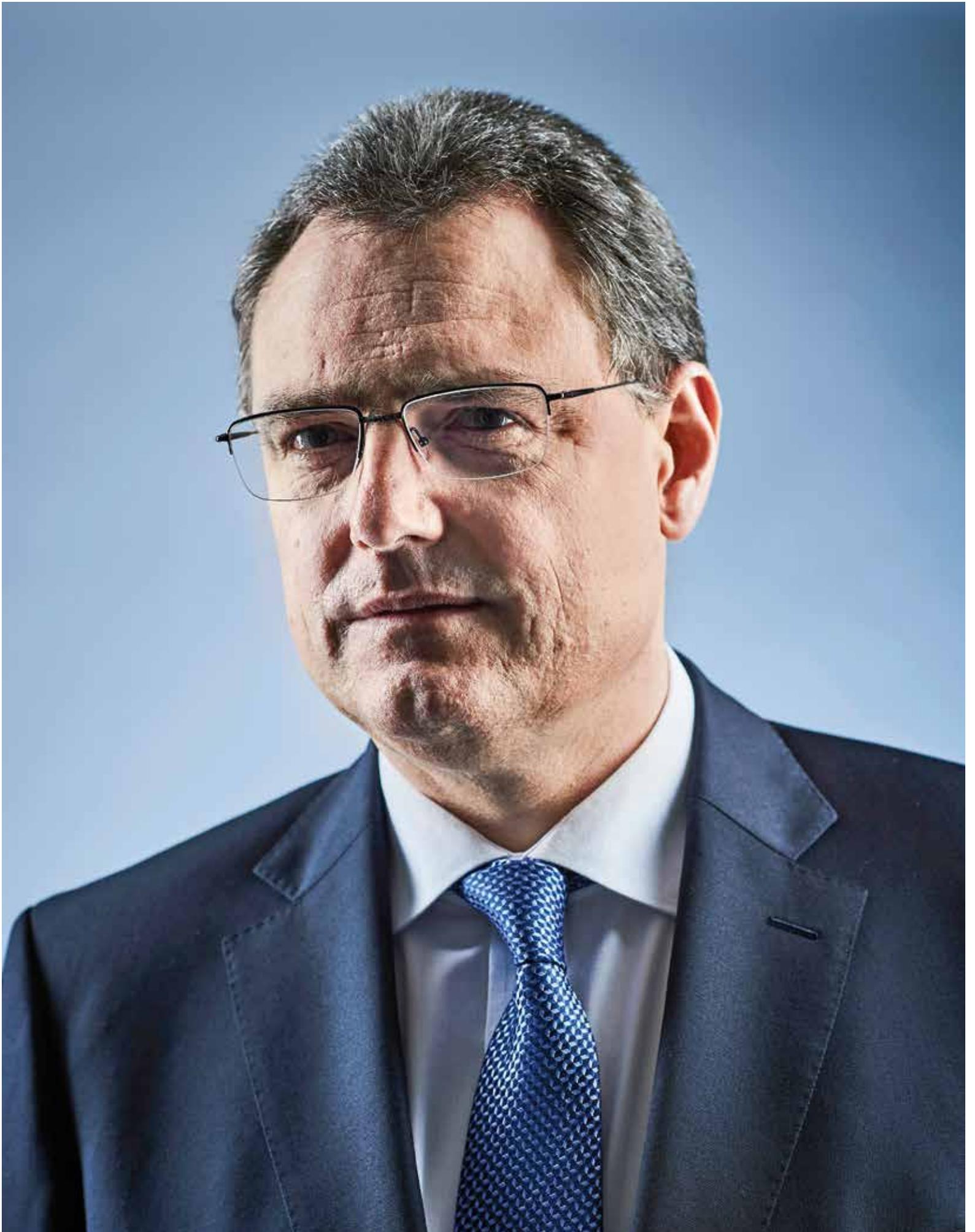
Hinter vorgehaltener Hand fluchen viele Vertreter des Finanzplatzes wie die Kutscher über dieses Instrument. Neben den direkten Kosten in Form von Milliardenzahlungen an die SNB schmälert der Negativzins die Margen im Zinsdifferenzgeschäft. In einer normalen Umgebung verzinsen die Banken Kundenguthaben mit, beispielsweise, 2 Prozent und verleihen sie zu 3 Prozent weiter. Je tiefer die Zinsen, desto weniger wollen die Leute den Banken Geld zur Verfügung stellen. Sinkt die Verzinsung der Kundenguthaben unter null, entsteht gar ein Anreiz, das Vermögen in Form von Banknoten abzuziehen.

Auf der anderen Seite sind die Kreditnehmer immer weniger bereit, der Bank einen positiven Zins zu bezahlen. Die Gewinnmarge der Bank gerät also von beiden Seiten her unter Druck – und dies in einer Situation, in welcher der Bankenplatz sowieso durch schärfere Regulierung und durch die Konkurrenz von Technologieunternehmen bedrängt ist; nicht umsonst sind die amerikanischen Banken bei Gewinn und Umsatz in den letzten Jahren davongeeilt.

So ernst erscheint die Lage, dass die Bankiervereinigung kürzlich ein «White Paper» herausgegeben hat, in dem sie unverblümt einen Ausstieg aus dem Negativzins fordert. Die SNB nimmt die Kritik offenbar ernst. Durch kürzlich angekündigte Anpassungen bei der Freigrenze sollen die Zahlungen der Banken um rund die Hälfte sinken. Von einer Aufhebung des Negativzinses will sie aber bislang nichts wissen.

«Zombifizierung» der Wirtschaft

Aus Sicht der meisten Ökonomen – darunter alle, mit denen die *Weltwoche* für diesen Artikel gesprochen hat – hat der Negativzins gravierende negative Auswirkungen auf die Volkswirtschaft. Die Vermögen der Schweizer, davon der Grossteil in der beruflichen Vorsorge, werden durch den Negativzins entwertet. Die Pensionskassen müssen an den Kapitalmärkten



Mitten im Befreiungsschlag erstarrt: SNB-Chef Thomas Jordan.

Herr Jordan, geben Sie die Milliarden frei

Der Franken verdankt seine Stärke den Anstrengungen der Schweizer. Anstatt ihre Gewinne zu bunkern, sollte die Nationalbank das Volk daran beteiligen. *Von Kurt Schiltknecht*

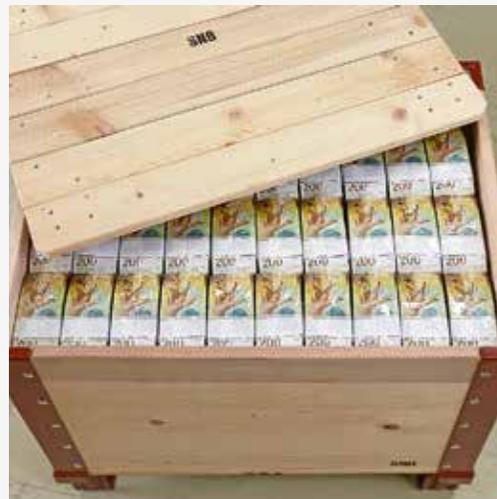
Die Schweiz verfolgt seit dem Zweiten Weltkrieg eine auf wirtschaftliche und gesellschaftliche Stabilität ausgerichtete Politik. Dies hat sich in mehrfacher Weise ausbezahlt. So fiel die durchschnittliche Inflation in den letzten sieben Jahrzehnten tiefer aus als in allen anderen Ländern. Trotz der auf Preisstabilität ausgerichteten Geldpolitik verharrte die Arbeitslosigkeit auf niedrigem Niveau. Auch die Schulden der öffentlichen Hand sind im internationalen Vergleich bescheiden. Dank der direkten Demokratie hielt sich der in anderen Ländern oft beobachtete wirtschaftspolitische Aktivismus in Schranken. Dadurch wurde – was für die längerfristige Planung der Unternehmen und Investoren wichtig ist – die Wirtschaftspolitik einigermaßen prognostizierbar. Von Vorteil war auch die nach wie vor recht grosse Rechtssicherheit. In diesem Umfeld konnte sich die schweizerische Wirtschaft hervorragend entwickeln, und die Unternehmen zählen heute zu den wettbewerbsfähigsten der Welt.

Dank dieser erfolgreichen Entwicklung legen viele ausländische Investoren einen Teil ihrer Gelder in Schweizer Franken an. Der damit verbundene Kapitalzufluss war zusammen mit der erfolgreichen Aussenwirtschaft mit ein Grund, weshalb der Schweizer Franken sich sowohl nominal als auch real aufwertete. Anlagen in Schweizer Franken waren umso begehrt, je schlechter die Wirtschaftspolitik im Ausland war. Das hat sich einmal mehr gezeigt, als das Quantitative Easing, die Euro-, die Schulden- und die Bankenkrise die Finanzmärkte verunsicherten und eine Flucht in den Schweizer Franken auslösten. Um eine unkontrollierte Aufwertung zu vermeiden, blieb der Schweizerischen Nationalbank keine andere Alternative, als am Devisenmarkt zu intervenieren. In der Folge stiegen die Währungsreserven enorm an und liegen heute mit über 800 Milliarden Franken auf einem bis vor kurzem nicht vorstellbaren Niveau.

Grundsätzlich ist es erfreulich, wenn ausländische Anleger der Schweiz Kapital allein in der Hoffnung zur Verfügung stellen, damit weniger Geld als bei einer Anlage in einer anderen Währung zu verlieren. Doch das Sicherheitsbedürfnis bei der Geldanlage hat in den letzten Jahren ein Ausmass ange-

nommen, das die Geldpolitik und die Wirtschaft vor riesige Probleme stellt. Im Folgenden wird nur ein kleiner, aber für die Gesellschaft nicht ganz unwichtiger Aspekt des Problems betrachtet.

Wenn die Schweizerische Nationalbank am Devisenmarkt interveniert und Dollars oder Euros von den Banken kauft, schreibt sie den entsprechenden Frankenbetrag auf deren Giro-



Enorme Währungsreserven.

konto bei der Nationalbank gut. Diese Konten werden nicht verzinst. Seit kurzem werden sie teilweise sogar mit Negativzinsen belastet, wodurch der Gewinn der Nationalbank um ein bis zwei Milliarden Franken grösser wird. Die bei den Interventionen gekauften Dollars und Euros legt die Nationalbank zu ungefähr 80 Prozent in festverzinslichen Wertpapieren und zu rund 20 Prozent in ausländischen Aktien an. Weil die Gegenpositionen dieser Anlagen, die Giroguthaben und Banknoten, nicht verzinst werden, fallen die Gewinne, im Fachjargon als Seigniorage bezeichnet, langfristig entsprechend hoch aus.

Nun wäre es aber ungerecht, die riesigen Gewinne nur der stabilitätsorientierten Geldpolitik zuzuschreiben. Ebenso wichtig waren die Fiskal- und die Wirtschaftspolitik. Auch das wirtschaftsfreundliche und politischen Hüftschüssen abgeneigte Verhalten der Stimmbürger hat zur Attraktivität des Schweizer Frankens beigetragen. Solange die Devisenreserven auf dem heutigen Stand bleiben, sollte es der Nationalbank trotz der Kursschwankungen auf den Devisen- und Finanzmärkten langfristig möglich sein, einen durchschnittlichen

Gewinn von über zehn Milliarden Franken pro Jahr zu erzielen.

Lösung Reservefonds

Diese Gewinne sollten der breiten Bevölkerung zugutekommen. Eine Möglichkeit wäre, die Gewinne in Form ausländischer Wertpapiere in den AHV- oder in einen anderen staatlichen Reservefonds fliessen zu lassen. Die Bildung oder Aufstockung von Reservefonds lässt sich auch deshalb rechtfertigen, weil die Liquiditätsschöpfung und die Negativzinsen zu einer nicht zu rechtfertigenden Vermögens- und Einkommensumverteilung geführt haben. Von den niedrigen oder negativen Zinsen profitieren in erster Linie die Aktien- und Immobilienbesitzer sowie die Schuldner. Die Geprellten sind die Sparer.

Völlig falsch wäre es, wenn aus den derzeit sehr hohen Gewinnen irgendwelche staatlichen Projekte oder laufende Ausgaben finanziert würden. Das gilt auch für die laufenden Ausgaben bei der AHV. Deren Finanzierung muss in jedem Fall auf eine langfristig solide Basis gestellt werden. Daran führt kein Weg vorbei.

Eines ist sicher: Es werden wieder Zeiten kommen, in denen die ausländischen Anleger Teile ihre Schweizer-Franken-Guthaben auflösen werden. Dann werden die Devisenreserven und auch die Gewinne der Nationalbank entsprechend zurückgehen. Dies wird spätestens dann der Fall sein, wenn die Schulden- und Euro-Probleme oder das Quantitative Easing der Vergangenheit angehören. Im Moment scheint eine solche Entwicklung noch in weiter Ferne zu liegen. Doch darauf zu spekulieren und unvernünftige fiskalpolitische Entscheidungen zu treffen, wäre unverantwortlich.

Genauso falsch wäre es, den grössten Teil der Gewinne bei der Nationalbank zu belassen. Indem man die Gewinne zur Aufstockung von Reserven der öffentlichen Hand für unvorhergesehene Entwicklungen verwenden würde, könnte man den Bürgern eindrücklich vor Augen führen: Eine stabilitätsorientierte Geld- und Wirtschaftspolitik bringt neben den üblichen Vorteilen auch noch eine attraktive Rendite mit sich. Damit läge es auch für jedermann offen da, welche Risiken die Schweiz mit einer Abkehr von ihrem bewährten Kurs und mit überstürztem Aktivismus in der Fiskal-, Wirtschafts- oder Klimapolitik eingehen würde.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank (SNB).

ten immer riskantere Anlagen tätigen, um ihre langfristigen Renten-Verpflichtungen decken zu können. Das kann gutgehen, muss aber nicht gutgehen.

Laut Daniel Kalt, Chefökonom der UBS Schweiz, droht langfristig eine «Zombifizierung» der Schweizer Wirtschaft. Beim Versuch, dem Negativzins auszuweichen, wird Geld in eigentlich unrentable Investitionsprojekte und Immobilien investiert. Firmen und Private haben starke Anreize, sich zu verschulden. Durch das Gratisgeld kommt es, so Kalt, «zu einem scheinbaren Boom», der sich aber auf die lange Sicht verheerend auswirkt: Eine Anhebung der Zinssätze wird dann immer schwieriger, weil schlechte Investitionen abgeschrieben werden müssten.

Der Privatsektor wird dadurch gelähmt und weniger produktiv. Anfangs sei dieser Prozess kaum wahrnehmbar, «er verläuft schleichend». Doch je länger die Negativzinsen andauern, «desto grösser die Kollateralschäden». Die in letzter Zeit drastisch gestiegenen Leerstände bei Immobilien sieht der UBS-Chefökonom als möglichen Ausläu-

So stark die SNB von der Börse profitiert, so verwundbar ist sie bei einer Abwärtsentwicklung.

fer einer solchen Entwicklung. Kaum jemand bestreitet, dass solche Verzerrungen als Folge der Negativzinsen auftreten. Doch wie schlimm es tatsächlich kommt, ist im Voraus schwer abzuschätzen.

Grübels Zweifel

Auch die Aussage, laut der die SNB sich nicht gegen den globalen Trend stemmen könne, bleibt nicht unbestritten. So haben die Notenbanken in Schweden und Norwegen, deren Währungen wie der Schweizer Franken als sicherer Hafen gelten, in letzter Zeit die Zinsen erhöht, ohne dass es zu sintflutartigen Kapitalzuflüssen gekommen wäre.

Oswald Grübel bezweifelt, dass eine Normalisierung der Schweizer Geldpolitik zwangsläufig starke Bewegungen am Devisenmarkt zur Folge hätte. Würde der Franken tatsächlich in die Höhe schiessen, riefte dies sofort die Exportindustrie und die Gewerkschaften auf den Plan und damit auch die Politik. Grübel geht davon aus, dass hier der Grund für Jordans Beharren auf den Negativzinsen liegt. «Wer glaubt, die Nationalbank sei unabhängig, der glaubt auch an den Weihnachtsmann.»

Womit wir bei den Argumenten wären, die für das Handeln des Nationalbank-Chefs sprechen. Das Dilemma, in dem Jordan steckt, lässt sich auf die zentrale Frage eindampfen: Lohnt es sich tatsächlich, die mühsam erkämpfte relative Ruhe an der Wechsel-

kursfront aufs Spiel zu setzen für eine Zinserhöhung, die nach Stand der Dinge immer noch weit entfernt ist von einer tatsächlichen Normalisierung der Geldpolitik? Im Massstab der Vergangenheit hätte der gute Wirtschaftsgang der letzten Jahre Zinsen zwischen 2 und 3 Prozent gerechtfertigt. Doch selbst die Befürworter einer Zinserhöhung wollen maximal auf null.

Der Basler Finanzmarktprofessor Heinz Zimmermann warnt ausdrücklich vor einem geldpolitischen Alleingang. «Eine minimale Erhöhung des Zinses könnte zu einer massiven Aufwertung des Frankens führen», sagt er. Es sei schon viel erreicht, wenn der Zins nicht noch weiter sinke. Bloss keine schlafenden Hunde wecken – so das Motto, für das die Nationalbank von Fachleuten viel Verständnis erntet. Gemäss UBS-Ökonom Kalt hat die Nationalbank den richtigen Zeitpunkt für die Erhöhung der Zinsen verpasst. Diese hätte 2017 stattfinden müssen, als der Euro zu einem temporären Höhenflug auf gegen Fr. 1.20 ansetzte und das weltwirtschaftliche Umfeld freundlicher war. «Momentan ist die Lage dafür zu unsicher», findet der UBS-Mann.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* wirbt der CEO einer grösseren Bank um Verständnis für die vertrackte Lage der Schweizer Geldpolitik: Solange die Euro-Zone kränkle, sei die Schweiz in der Gestaltung ihrer Zinsen nicht frei – und Thomas Jordan ein Gefangener der Politik von Mario Draghi oder Christine Lagarde. Ins gleiche Horn stösst der Zürcher Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann. «Diejenigen, die die SNB kritisieren, sollten ihre Bedenken besser bei der Europäischen Zentralbank in Frankfurt vorbringen.»

Es bleiben Zweifel: Wissen Thomas Jordan und sein Direktorium wirklich genau, was sie tun? Oder haben sie sich aus allenfalls sogar unbegründeter Angst vor einer Aufwertung des Frankens für einen Gleichgewichtszustand des Schreckens entschieden, der langsam, aber sicher die Schweizer Wirtschaft vergiftet? Der SNB-Chef befindet sich in der Rolle eines Arztes, der dem Patienten immer weiter Schmerzmittel gibt, obwohl er weiss, dass diese langfristig die inneren Organe schädigen.

Misstrauenserklärung an die Schweiz

Klar ist, dass die Politik der Nationalbank seit zehn Jahren darauf ausgerichtet ist, eine Aufwertung des Frankens zu verhindern. Der Zwilling des Negativzinses sind direkte Interventionen am Devisenmarkt, sprich: Frankenverkäufe, zu denen sich das Jordan-Direktorium nach wie vor bekennt. In der Bilanz der Nationalbank türmen sich die Fremdwährungen höher und höher. Sie umfassen mittlerweile den Wert der ganzen Jahresproduktion der schweizerischen Volkswirt-

schaft. «An den Finanzmärkten hat die Nationalbank das ganze Bruttoinlandprodukt gegen den Franken gesetzt», stellt Oswald Grübel fest. Jeder Franken, so sieht es der frühere Bankmanager, den die Nationalbank gegen eine Fremdwährung verkaufe, sei eine Misstrauenserklärung an die schweizerische Volkswirtschaft.

Seit seinem Amtsantritt vor etwa siebeneinhalb Jahren hat SNB-Präsident Jordan die Bilanz der Nationalbank fast verdreifacht. Die SNB sitzt heute auf einem gigantischen Portfolio an Wertpapieren in ausländischer Währung. Diese Fremdwährungsbestände sind ein Spiegelbild der seit einem Jahrzehnt anhaltenden Schwächung des Schweizer Frankens durch die Nationalbank: Hätte man den Franken aufwerten lassen, dann wären die Besitzer von Schweizer Franken im Weltmassstab reicher geworden. Der entgangene Aufwertungsgewinn der Privaten stapelt sich jetzt bei der Jordan-Behörde in Form ausländischer Wertpapiere.

Die Bewertungsgewinne auf diese Aktien und Obligationen sowie auf das Gold bescheiden der Nationalbank – Stand Ende September – einen Gewinn von über 50 Milliarden Franken im laufenden Jahr. Mit solchen Milliarden Gewinnen kann es aber auch schnell wieder vorbei sein. So stark die SNB im Jahr 2019 von der guten Börsenentwicklung profitierte, so verwundbar ist sie bei einer Abwärtsentwicklung.

In der Geiselhaft des Euro

Jordans Vorgänger Philipp Hildebrand wurde für seine Schwächung des Frankens intensiv attackiert. So bezeichnete ihn die *Weltwoche* im März 2011 als «Falschmünzer», nachdem die Nationalbank einen Verlust von 19,2 Milliarden Franken eingefahren und im Jahr zuvor mit «hochriskanten Hamsterkäufen» von 110 Milliarden Euro die Schweiz «in eine Art Geiselhaft der EU» manövriert hatte. Sicher, die Euro-Käufe unter Hildebrand bewegten sich in einer eigenen Gewichtsklasse, was das handwerkliche Missgeschick und das hohe Tempo betraf. Doch den Vorwurf, die Schweiz in die Geiselhaft des Euro zu führen, könnte man auch Hildebrands Nachfolger machen. Ende Oktober sass die SNB auf 290 Milliarden Euro – ein neuer historischer Höchstwert.

Die *Weltwoche* hat den SNB-Präsidenten ausgiebig gelobt, als er am 15. Januar 2015 die Kursuntergrenze zum Euro aufgab. Sie bildete ihn auf der Titelseite ab unter dem Titel «Der Patriot. Thomas Jordans mutige Rückkehr zur Unabhängigkeit». Nach fünf Jahren sieht es so aus, als sei der SNB-Präsident mitten in seinem Befreiungsschlag erstarrt. Immerhin: Damals stellte er unter Beweis, dass sich auch ein Fels in der Brandung gelegentlich bewegen kann.



UBS Optimus Foundation

«Das Spendenvolumen hat sich seit 2012 verzehnfacht»

Von Michael Baumann — Als Philanthropie-Chefin der UBS unterstützt Phyllis Costanza mit einem Teil der Gelder von Kunden gemeinnützige Projekte auf der ganzen Welt – auch in der Schweiz. Die US-Amerikanerin erklärt, wie sie dabei vorgeht und welche Schwerpunkte gesetzt werden.

Über Sinn und Zweck von Entwicklungshilfe wird regelmässig diskutiert. Umstritten ist vor allem die Wirkung der Unterstützung und ob das Geld auch am richtigen Ort ankommt oder einfach verpufft. Seit zwanzig Jahren bietet die UBS über ihre UBS Optimus Foundation den Kundinnen und Kunden eine Vielzahl von Möglichkeiten, um sich sozial und humanitär zu engagieren. Die gemeinnützige Stiftung mit Sitz in Zürich setzt sich weltweit, aber auch in der Schweiz für das umfassende Wohl von Kindern und Jugendlichen ein, ermöglicht ihnen den Zugang zum Bildungs- und Gesundheitswesen sowie den Schutz vor Gewalt und sexueller Ausbeutung. Phyllis Costanza ist seit 2011 CEO der UBS Optimus Foundation und seit rund einem Jahr auch Leiterin der Einheit Philanthropy Services, die dem Global Wealth Management angegliedert ist.



Phyllis Costanza, Head UBS Philanthropy und CEO UBS Optimus Foundation.

Es gibt schon viele Hilfsorganisationen und Nichtregierungsorganisationen (NGOs).

Warum engagiert sich die UBS in diesem Bereich mit einer eigenen Stiftung?

Phyllis Costanza: Viele unserer vermögenden Kundinnen und Kunden sind philanthropisch veranlagt und möchten mit einem Teil ihres Geldes Gutes tun. Vielfach spendet man Geld, weiss aber nicht genau, was damit passiert. Das ist bei uns anders, 100 Prozent der Spenden unserer Kunden fliessen in Programme, die Kindern zugute kommen, weil UBS alle unsere Kosten deckt. Wir haben eine Strategie und liefern Ergebnisse. Die UBS hat deshalb Ende

1999 die UBS Optimus Foundation gegründet, um den Kunden zu helfen, sich philanthropisch zu engagieren. Mittlerweile blicken wir auf zwanzig erfolgreiche Jahre zurück. Angestossen wurde die Stiftung übrigens von Kunden, die nach sinnvollen und verlässlichen Philanthropie-Investments suchten. Bis heute gibt es meines Wissens keine vergleichbare Kooperation zwischen einer Bank und ihren Kunden.

Wo liegen die Schwerpunkte der Stiftung?

Unser Fokus liegt ganz klar auf Kindern und Jugendlichen. So setzen wir uns für die Verbesserung der Gesundheit, den Zugang zu Bildung und den Schutz der Kinder ein. Dabei schauen wir genau hin, was am besten funktioniert und was es braucht, um ein Problem zu lösen. **Wie gehen Sie da vor?**

Unsere Aufgabe ist es, grosse Probleme zu identifizieren und dann innovative Lösungen und Investoren zu suchen und zu finden. Aber uns auch klar abzugrenzen. Ich möchte das Beispiel der Waisenkinder nennen, die ganz besonders verletzlich sind: Weltweit haben

mehr als 80 Prozent der Waisen Eltern* – in gewissen Ländern sogar mehr als 90 Prozent. Das ist gemeinhin nicht so bekannt. Diese Kinder wurden verkauft oder verschwanden einfach und sind meistens offiziell tot. Viele von ihnen wissen, dass sie Eltern haben, weil sie erst im Alter von sechs Jahren ins Waisenhaus kamen. Ihre Eltern haben zu viele Kinder und können nicht für alle sorgen. In vielen Waisenhäusern arbeiten Freiwillige, auch aus westlichen Ländern, und leisten einen Kurzeinsatz. Das führt für die ohnehin schon traumatisierten Kinder immer wieder zu



Die UBS verfügt über fundiertes Know-how in der Philanthropie. 1999 gründete die UBS die UBS Optimus Foundation, eine Stiftung für sinnvolle und verlässliche Philanthropie-Investments. Wie diese funktionieren und was darunter zu verstehen ist, erklärt die Expertin der Bank exklusiv für die Weltwoche.

neuen, schmerzhaften Trennungen. Solche Projekte unterstützen wir nicht, denn Kinderhandel, sexueller Missbrauch, Unterernährung und fehlende Bildung sind da nicht weit. In Australien und in Grossbritannien sind Freiwilligeneinsätze in solchen Waisenhäusern sogar verboten.

Wie können sich Kunden bei der UBS Optimus Foundation engagieren?

Wir bieten für jeden etwas – vom traditionellen Spender bis hin zum nachhaltig orientierten Anleger. Für Spender stehen mehr als 200 Programme zur Auswahl. Wir gehen aber auch auf individuelle Kundenbedürfnisse ein: von der Analyse des Problems bis zur Kontrolle von Projekten, von der Strategieentwicklung bis zum Aufbau von Kapazitäten vor Ort. Ein Beispiel hierfür ist das Bildungsprogramm Teaching at the Right Level (TaRL, dt. «Auf dem richtigen Niveau lehren»). Es handelt sich dabei um einen pädagogischen Ansatz, der Kindern hilft, Grundfähigkeiten im Lesen und Rechnen zu erwerben. Die Schüler werden nicht nach ihrem Alter, sondern nach ihren Bedürfnissen in Gruppen aufgeteilt. Das Programm wurde von Esther Duflo, die in diesem Jahr den Nobelpreis für Wirtschafts-



wissenschaften erhielt, und ihrem Team am Massachusetts Institute of Technology (MIT) ausgewertet.

Welche Möglichkeiten finden sich für Anleger, die sich für nachhaltige Investments interessieren?

Für solche Investoren bieten wir Social-Finance-Lösungen an, die vorrangig auf soziale Wirkung abzielen, die Tilgung des investierten Kapitals garantieren und potenziell eine Rendite erbringen, die in neue philanthropische Programme investiert werden kann. In diesem Bereich bieten wir sogenannte Development Impact Bonds (DIBs) und Social Success Notes an, wobei wir mit geprüften und für gut befundenen NGOs zusammenarbeiten und ihnen Kredite gewähren. Ein Beispiel ist der im September 2018 eingeführte Quality Education India DIB, der grösste seiner Art, mit dem wir Programme zur Verbesserung des Unterrichts an 600 Schulen mit mehr als 100 000 Schülern im Alter von fünf bis elf Jahren finanzieren. Das Modell basiert auf einem vorgängigen Pilotprojekt, dem weltweit ersten DIB im Bildungsbereich. 2015 stellten wir als Social Investor die Ausgangsfinanzierung für «Educate Girls» bereit, um Mädchen eine Schulbildung zu ermöglichen und die Bildung im Rajasthan zu verbessern. Dank dem DIB konnte Educate Girls über 7000 Kinder erreichen, die nun 166 Schulen in 140 Dörfern besuchen.

Wie funktionieren solche Development Impact Bonds und Social Success Notes?

Social-Finance-Lösungen ergänzen die traditionelle Finanzierung und stellen eine neue Form dar, Investitionen des Privatsektors zur Finanzierung von Entwicklungsprogrammen zu ermöglichen, die sich zu 100 Prozent auf messbare Auswirkungen konzentrieren. Im Vergleich zur herkömmlichen Finanzierung sind DIBs sehr interessant, da sie das Risiko auf Investoren übertragen, die das Betriebskapital für die durchführenden Organisationen vor Ort bereitstellen. Nur wenn die Leistungsindikatoren erfüllt sind, leisten die Ergebniszahler ihren Beitrag. Die Resultate werden von unabhängigen Stellen

überprüft, wobei die zu erfüllenden Parameter im Voraus festgelegt werden.

Wie lange wird ein Projekt von der UBS Optimus Foundation unterstützt?

Im Minimum bleiben wir drei Jahre dabei. Weniger lang bringt nicht viel, da sich ja der Erfolg nicht von heute auf morgen einstellt. In Einzelfällen läuft unsere Unterstützung über zehn Jahre. Wichtig ist, dass wir nie der grösste Partner sein wollen, damit keine Abhängigkeit von uns entsteht. Jedes Projekt muss nach unserem Rückzug ohne die UBS Optimus Foundation weiterbestehen können.

Welche Rendite erhalten die Kundinnen und Kunden?

Im Vordergrund steht immer die soziale Rendite. Eine Rendite im herkömmlichen Sinn, einen direkten Gewinn wie bei traditionellen Anlagevehikeln, gibt es bei Social-

Finance-Instrumenten nicht. Auszahlungen erfolgen nicht, sondern es kommt bei guten Resultaten zu Wiederinvestitionen in andere Philanthropie-Projekte.

Wie informieren Sie die Kunden über die Projekte?

Die Spender erhalten von uns Berichte, damit sie sehen, welche Resultate wir erzielen. Auch Philanthropen wollen und sollen wissen, was mit ihrem Geld geschieht. Wir nehmen Kunden aber auch mit zu Projekten, die von uns unterstützt werden, damit sie sich vor Ort und aus erster Hand ein Bild ihres Engagements machen können. Zum Beispiel nach Liberia, Indien oder Südafrika.

Wer sind Ihre Kunden?

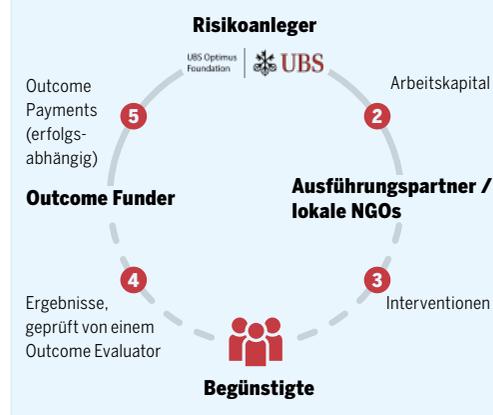
Weltweit arbeitet die UBS Optimus Foundation mit rund 3000 UBS-Kunden zusammen. Das sind grundsätzlich wohlhabende Personen, denen die Philanthropie am Herzen liegt und die sich oft sehr grosszügig engagieren. Gerade Schweizer Kunden sind sehr breit investiert und zeigen grosses Interesse an unserer Stiftung. Im Jahr 2012 hatten wir 10 Millionen Franken an Spenden und Gaben zur Verfügung, 2018 waren es schon 65 Millionen Franken, und für das kommende Jahr peilen wir 100 Millionen Franken an. Neu steht die UBS Optimus Foundation auch Firmen offen.

Wo sind Sie überall tätig?

Wir starteten in der Schweiz, dann kamen gemeinnützige Organisationen in Deutschland und Grossbritannien dazu. Heute sind wir auch in den USA, in Hongkong und China präsent, und bald werden wir eine gemeinnützige Organisation in Singapur und in naher Zukunft auch in Indien haben. In China zählen wir mittlerweile zu den grössten Investoren im philanthropischen Bereich. Derzeit unterstützen wir NGOs in über zwanzig Ländern. Jedes einzelne von uns unterstützte Projekt wird von einem Expertenteam geprüft und ausgewählt. In der Schweiz unterstützen wir fünfzehn Projekte. Zwei davon liegen mir besonders am Herzen: ein Programm zur Unterstützung der Palliativpflege, das unheilbar kranken Kindern das Leben verlängert und den Familien hilft, besser mit der Situation fertig zu werden, und ein Programm in Genf, wo wir mit arbeitslosen Jugendlichen zusammenarbeiten.

Development Impact Bonds

Development Impact Bonds (DIBs) sind Finanzierungen, die vollständig auf Ergebnisse ausgerichtet sind. Dabei sind Zahlungen von den erzielten Ergebnissen abhängig, so dass mehr Mittel in Programme fliessen, die funktionieren. Der Social Investor bezahlt im Voraus die Kosten einer Intervention, die anhand klarer, vorher festgelegter Kennzahlen bewertet wird. Werden die Ziele erreicht, leistet der Outcome Payer an den Social Investor nach Massgabe des Erfolgs eine Zahlung, die erneut in wirkungsvolle Entwicklungsprogramme investiert wird. Als Anreiz kann ein Teil dieser Erfolgsprämie an die ausführenden Partner oder lokalen NGOs weitergeleitet werden.



* www.bbc.com/news/business-43698073

Phyllis Costanza war vor dem Eintritt in die UBS Senior Executive der Children's Investment Fund Foundation (CIFF) in Grossbritannien. Zuvor war sie Beraterin von Mario Cuomo, dem ehemaligen Gouverneur des Staates New York, und in dieser Funktion für strategische und politische Fragen zuständig.

www.ubs.com/philanthropy

Grüne Profite, rote Zahlen

Von Christoph Mörgeli

Dies ist eine wichtige Mitteilung an die Kunden der Regionalbank Männedorf AG. Denn diese Bank verkauft am Christkindlimarkt an einem eigenen Stand Kuchen in Einmachgläsern. Der Erlös kommt dem Verein Animal-Happyend zugute. «Dieser setzt sich für das Wohl von Hunden im Ausland ein.» Die Tiere werden medizinisch versorgt, geimpft, gechipt und kastriert, «um nach einem umfassenden Gesundheitscheck an geeignete Plätze in der Schweiz vermittelt zu werden». Endlich gilt die Personenfreizügigkeit auch für Hunde. Die rumänischen Hundevermittler reiben sich die Hände. Sie erhalten Schweizer Franken für sogenannte Waisenhunde.

Die Regionalbank Männedorf will den Erlös für Animal-Happyend verdoppeln. Denn sie leiste mit ihrem «sozialen Engagement» für ausländische Hunde «die beste Hilfe zur Selbsthilfe». Wie genau sich die Hunde selber helfen, bleibt unklar. Sie sorgen angeblich für eine «besinnliche Vorweihnachtszeit». Wenn sie nur nicht zu heftig dazwischenbellern. Und so freut sich die Männedorfer Regionalbank auf den Verkauf ihres «leckeren, selbstgemachten Kuchens». Dem Vernehmen nach handelt es sich ausdrücklich nicht um Hundekuchen.

«Soziales Engagement» würden die Bankiers dann leisten, wenn sie ihren Kunden Zinsen zahlten. Doch sie bezahlen sich lieber fette Löhne. Und sie leisten sich bei der Bankiervereinigung einen CEO, der als ehemaliger Rotkreuzler die Schweizer Banken zu NGOs umfunktioniert. Der *Tages-Anzeiger* nennt Jörg Gasser den «obersten Bankier» – obwohl er noch keinen Tag seines Lebens Bankier war. Jetzt fordert der ehemalige Chefbeamte Lenkungsabgaben fürs Klima. Die Banken dürften in Zukunft CO₂-lastige Unternehmen nicht mehr finanzieren. Kleinigkeiten wie Öl- und Gaskonzerne, Migros, Coop, die Autohersteller oder Shell, BP und Esso sind abzuschreiben.

Die Banken müssten ihr «Geschäftsmodell ändern», fordert Bankenfunktionär Gasser. Dann gibt's endlich Ruhe mit den lästigen Klimasitzstreiks am Paradeplatz. Dann fragt kein nerviger Kunde mehr nach Zinsen und Renditen. Dann gehören die Banken endlich auch zu den Guten. Dann streichen sie statt privatwirtschaftliche rote Zahlen endlich staatsgesteuerte grüne Profite ein. Gewiss, im Bankenwesen geniessen die Nullen Respekt. Das soll aber nicht soweit führen, dass unsere Banken nur noch das Unvermögen aufbewahren.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Parmelin überrascht – positiv

Von Peter Bodenmann — Guy Parmelin will die Importzölle auf Industriewaren abschaffen. Und so Bürokratie abbauen. Gut so.



Giftangriff aus den eigenen Reihen: SVP-Bundesrat Parmelin.

Bundesrat Parmelin will, wenn ich das richtig begriffen habe, alle Industriezölle abschaffen. Importe in die Schweiz würden nicht nur billiger, sondern auch viel einfacher. Weil die Verzollung immer unnötig viel Aufwand für alle Beteiligten bedeutet. Der Vorschlag treibt Schweizer Bedenkensträger auf die Barrikaden.

1 — Bedenkensträger SP: Zölle sind Steuern. Für die SP sind die Ausfälle von 500 Millionen Franken im Jahr nicht verkraftbar. Besonders weil der Bund nächstens in die roten Zahlen rutsche. Wegen der Steuererleichterungen für die Unternehmen. Und weil die OECD Unternehmen neu und richtigerweise dort besteuern will, wo sie ihre Umsätze und Gewinne machen.

2 — Bedenkensträger Konsumentenschutz: Die sogenannten Konsumentenschützer haben Angst, dass die Unternehmen die eingesparten Kosten nicht an die Konsumenten weitergeben. Das Gegenteil ist der Fall: Direktimporte aus dem Ausland werden billiger und unbürokratischer. Der Wettbewerb wird sich verschärfen.

3 — Bedenkensträger Bauernverband: Die Bauernbürokraten haben Angst, dass im nächsten Schritt auch die Zölle auf landwirtschaftliche Produkte sinken oder verschwinden. Beides wäre im Interesse der Schweizer Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen.

4 — Bedenkensträger Grüne: Ihre Wählerinnen und Wähler sind mehr mit dem Flugzeug

unterwegs als die Basis der SVP. Weltweiter Handel löst bei den grünen Vielfliegern trotzdem Bibeli aus. Verstehe, wer kann.

5 — Bedenkensträger SVP: Für die SVP sind Parmelins Vorschläge ein Giftangriff aus den eigenen Reihen. Für Röstli und Co. sind Zölle ein Pfand bei Verhandlungen etwa über das Rahmenabkommen. Dabei wollen sie ja gar kein Rahmenabkommen. Weiter wollen die grössten Wahlverlierer den schnellen Strukturwandel in der Landwirtschaft verzögern.

Alle, die für mehr Kaufkraft und für eine Öffnung des Landes sind, müssten das Projekt in etwa so optimieren: Die Mehrwertsteuer wird angehoben, damit der Staat nicht 500 Millionen Franken verliert und damit man den Bauern eine Milliarde mehr Direktzahlungen pro Jahr unters Kopfkissen schieben kann. Gleichzeitig soll die rurale Schweiz mit neuen, bifazialen Freiflächen-Solaranlagen vorab im Voralpen- und Alpenraum richtig fett Geld verdienen dürfen.

Die Personenfreizügigkeit ist dank den flankierenden Massnahmen ein Erfolg. Man kann und muss sie EU-kompatibel noch verstärken. Die Abschaffung der 28-Tonnen-Limite ist ökonomisch und ökologisch ein Erfolg. Genauso wie es die Abschaffung der Importzölle sein könnte und müsste.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Nomen atque omen

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn ein Medienunternehmen seinen Namen ändert, ändert es seine Seele.

Zuerst eine Geschichte von früher. Im Jahre 2001 änderte die alte Berner Tagblatt AG ihren Namen. Sie hiess neu Espace Media. Es war ihr Anfang vom Ende.

Neue Namen sind immer ein Signal. Das neue Wort «Espace» signalisierte, dass man mit der *Berner Zeitung* ins ganze Mittelland vorstossen wollte. Das neue Wort «Media» signalisierte, dass man künftig nicht nur auf Tagblätter, sondern auch auf elektronische Medien setzte.

Es klappte nicht richtig. Sechs Jahre später wurde Espace Media von Tamedia übernommen.

Tamedia. Sie heisst inzwischen auch nicht mehr Tamedia. Seit letzter Woche heisst sie TX Group.

Natürlich ist auch das ein Signal. Die Formel TX Group hat keine Assoziation mehr zur bisherigen Media-Branche. Das technokratische TX-Kürzel könnte ebenso gut für einen IT-Multi oder einen Ölkonzern stehen.

Es ist dies eine folgerichtige, aber auch eine betrübliche Entwicklung. Nomen atque omen. Das Verlagshaus des *Tages-Anzeigers* ist nun definitiv kein Verlagshaus mehr. Es hat sich seiner Tradition entledigt.

Dazu eine zweite Geschichte von früher. Jahrzehntlang hiess das Haus *Tages-Anzeiger* AG. Der Name Tamedia entstand im Jahr 2000 als Folge des damaligen Börsengangs. In der Geschäftsleitung, in der ich schon länger sass, gab es nun eine heftige Diskussion zur Frage, welcher Schriftzug künftig das Dach des Firmengebäudes zu schmücken habe. Sollte dort oben «Tages-Anzeiger» stehen wie bisher, oder sollte dort neu «Tamedia» stehen?

Die jüngeren GL-Mitglieder waren für «Tamedia», die älteren für «Tages-Anzeiger». Die Traditionalisten setzten sich durch, zu Recht, es blieb beim «Tages-Anzeiger» auf dem Dach.

Das ist zwanzig Jahre her. Seitdem erlebten Zeitungen ihr Waterloo. Der *Tages-Anzeiger* etwa hatte im Jahr 2000 eine Auflage von 270 000. Heute sind es noch 130 000 Exemplare. Anderen Blättern erging es genauso.

Und jetzt kommt der entscheidende Punkt. Im Jahr 2000 machte Tamedia denselben Reingewinn wie im letzten Jahr, nämlich rund 130 Millionen Franken. Damals aber kamen 95 Prozent des Reingewinns von der abonnierten Presse. Heute kommen von der Presse noch 5 Prozent des Gewinns. Der Profit stammt nun aus dem Online-Geschäft wie den Handelsplattformen im Internet.

Die Zeitungen wurden vom Rückgrat von Tamedia zum Blinddarm von Tamedia.



Keine Hemmungen: TX Group-Chef Supino.

Folgerichtig fliegt das «Ta», das noch an das Stammblatt *Tages-Anzeiger* erinnerte, jetzt aus dem Firmennamen. Dazu fällt selbst das «media» weg, das noch an die Medienezunft erinnerte. Die TX Group, so das Signal, will als digitaler Handelskonzern in die Zukunft, der die frühere Publizistik als Zweitgeschäft betreibt.

Aus einer finanziellen Sicht ist das nachvollziehbar. Aus einer kulturellen Sicht halte ich es für falsch.

Man mag mich als Romantiker belächeln, aber für mich ist der Transfer des Verlags zur TX Group ein Begräbnis der alten Firmenseele. Medienhäuser sind, neben Brauereien, die ältesten Marken der Welt, die vom späten Mittelalter bis heute überlebt haben. Sie sind gewachsene Geschichte. Ihre Substanz kommt aus ihrer wechselvollen Vergangenheit, ihrem publizistischen Erbe und ihrer gesellschaftlichen Rolle.

Man stelle sich vor, die NZZ hiesse auf einmal NX Group. Man stelle sich vor, Ringier hiesse auf einmal RX Group. Es ist unvorstellbar, dass zwei Traditionsunternehmen ihre Identität derart durchlöchern würden.

Bei der früheren *Tages-Anzeiger* AG und späteren Tamedia hat man diese Hemmung nicht. Ich halte es für einen Mangel an Geschichtsbewusstsein in eigener Sache.

Man heisst nun TX Group. X wie x-beliebig.

Adieu, SPD

Von Henryk M. Broder — Eine Partei steigt aus der Geschichte aus.

Nach einer monatelangen Roadshow mit 23 Regionalkonferenzen, bei denen die Parteibasis zu Worte kam, blieben von anfangs acht Bewerberpaaren für den Vorsitz



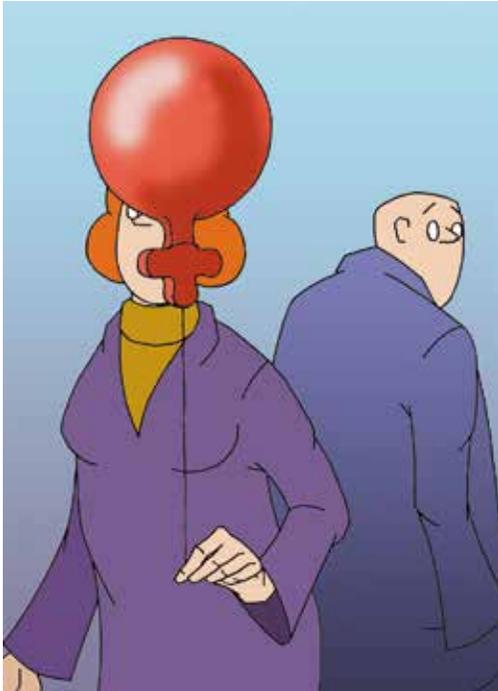
der SPD zwei übrig – jeweils ein Mann und eine Frau, wie es die Regeln der Parität fordern, obwohl es auf die geschlechtliche Zugehörigkeit eigentlich nicht ankommen sollte. Denn die ist, wie wir inzwischen gelernt haben, ein soziales Konstrukt. Rückblickend will sich niemand dazu bekennen, das Verfahren initiiert zu haben, mit dem die Partei demonstrieren wollte, wie «basisdemokratisch» sie aufgestellt ist. Tatsächlich aber steckt sie in einer tiefen Krise, nachdem sie seit der «Wende» 1990 nicht weniger als dreizehn Vorsitzende verschlissen hat, zuletzt Martin Schulz und Andrea Nahles, die beide erst als Retter in der Not gefeiert und am Ende gnadenlos entsorgt wurden. Im Umgang mit ihren Vorsitzenden verhält sich die SPD wie ein Bauunternehmen gegenüber Leiharbeitern. Der Weg vom Lückenfüller zum Sündenbock ist kurz und wird jedes Mal kürzer.

Nun ist «die älteste und traditionsreichste deutsche Partei», wie es immer wieder heisst, wenn über die SPD geredet wird, dort angekommen, wo auch andere alte und traditionsreiche Firmen wie Woolworth (Einzelhandel), Babcock (Maschinenbau) und Holzmann (Hoch- und Tiefbau) ihre letzte Ruhestätte gefunden haben – im Abgrund der verpassten Gelegenheiten. Jeder vernunftbegabte Mensch würde in einer solchen Situation anfangen zu beten, es möge ein Wunder geschehen, nur die SPD wählt eine Genossin und einen Genossen an die Spitze, die ausserhalb ihrer Ortsvereine kaum jemand kennt. Norbert Walter-Borjans war immerhin mal Finanzminister in Nordrhein-Westfalen, seine Mitspreiterin Saskia Esken gehörte dem Gemeinderat von Bad Liebenzell und dem Kreistag des Landkreises Calw in Baden-Württemberg an, bevor ihr über die Landesliste der Einzugs in den Bundestag gelang.

Was will die SPD ihren Wählern damit zu verstehen geben? Sucht euch eine andere Partei! Wir wollen nicht gewinnen, wir wollen nicht regieren, wir haben fertig! Wir steigen aus der Geschichte aus! Das wäre ein ehrliches Statement. Und ein schönes letztes Wort 156 Jahre nach der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich als Frau selbst als Tussi oder als Schlampe bezeichnen, oder ist man dann genau so sexistisch wie ein Mann, wenn er das sagt?
Susi Glutz, Winterthur

Wenn die Frau die Begriffe als sexistisch empfindet, ist sie selbst in dem Moment sexistisch.
Tamara Wernli

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Es ist zu hoffen, dass die bürgerlichen Parteien samt der CVP diese Gelüste nicht zulassen.» *Paul Wüthrich*

Echte Politik

Nr. 48 – «Ich meine es nicht böse»; Interview mit AfD-Spitzenpolitiker Björn Höcke

Besten Dank für den guten Beitrag. Ich verfolge seit längerer Zeit die Aktionen der AfD und muss sagen, sie ist das, was Deutschland braucht. Die Deutschen müssen endlich einmal vom Weltkriegssyndrom wegkommen und eine echte volksnahe Politik machen, statt einzig der EU nachzurennen. Denn jedes Volk hat doch eine Heimat, selbst die Deutschen.

Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon

Treffende Darstellung

Nr. 48 – «Jean-Claude Juncker»; Editorial von Roger Köppel

Es ist und bleibt ein bedauerliches Faktum, dass eine solche klare und sachliche Beschreibung der EU und dessen CEO nur in der *Weltwoche* erscheinen darf. Herr Köppel hat die Entstehung und Entwicklung der Europäischen Union (vor allem unter Jean-Claude Juncker) treffend dargestellt und analysiert. Der Inhalt dieses Editorials müsste vor dem baldigen Urnengang über den neuen «Gesslerhut» aus Brüssel (das Rahmenabkommen!) in allen Zeitungen erscheinen statt nur ewige Einseitigkeiten der vehementen Befürworter eines solchen «Zwangsvertrags» – ohne zu wissen, was die Zukunft bringen wird! *Rolf Bolliger, Lyss*

Beneidenswerte Teutonen

Nr. 48 – «Wenn das Dürrenmatt wüsste»; Hartmuth Attenhofer über die Unterwanderung des Schweizerdeutschen

Dürrenmatt in Ehren! Dennoch beneide ich die Teutonen – insbesondere beim Thema Politik – um zwei Begriffe: «bekloppt» und «bescheuert». *Alex Grendelmeier, Aarburg*

Seit Jahren ärgere ich mich täglich über unsere SRF-Wetterfrösche. Die ausholenden und langfädigen Kommentare und Prognosen sind nämlich auch noch mit Teutonismen gespickt! Da folgt «insbesondere» auf «namentlich», «ab und zue» (statt «öppedie»!) auf «durchu» (kann durchaus weggelassen werden) und «wiiterhin» auf «druf hiiwiise» et cetera. Da bleibt nichts anderes übrig, als den Ton auszuschalten und die informativen Grafiken anzuschauen. Danach weiss ich meist besser, wie das Wetter wird, als wenn mich die wortreichen Ausführungen verwirrt zurücklassen!

Karl Tischendorf, St. Gallen



«Jedes Volk hat doch eine Heimat.»

Erstaunlich, dass sie kandidiert

Nr. 48 – «Rytz rennt um ihre Karriere»; Philipp Gut über die grüne Bundesratskandidatin

Die grüne Welle flacht ab und kommt schon bald ganz zum Erliegen. Es erstaunt, dass die mit einem schlechten Wahlergebnis nicht in den Ständerat gewählte Regula Rytz nun Bundesrätin werden will. Es ist eine Anmassung sondergleichen, sich dem seit langem besten Ausserminister entgegenzustellen. Es ist zu hoffen, dass die bürgerlichen Parteien samt der CVP diese Gelüste nicht zulassen – damit wieder Ruhe im Parlament einkehren kann, um sich den wichtigen Geschäften anzunehmen, die der Schweiz weiterhin Freiheit, Sicherheit und Wohlstand sichern.

Paul Wüthrich, per E-Mail

Unanständige Worte

Nr. 48 – «Toleranzdefizit unter Schwulen»; Christoph Mörgeli über die Aids-Hilfe Schweiz

Es ist erschreckend, dass die Institution Aids-Hilfe, die mit zwei Millionen Franken, also mit Steuergeldern, vom Bund subventioniert wird, durch einen solch ungebildeten Geschäftsleiter, Andreas Lehner, vertreten wird. Wer sich mit solch unanständigen Worten und verwerflichem Gedankengut in Artikeln äussert, darf nicht eine vom Bund subventionierte Organisation leiten.

Heidi Gut, Thalwil

Schlauer Fuchs Pfister

Zu den kommenden Bundesratswahlen

Gerhard Pfister, Präsident der CVP, ist ein schlauer Fuchs. Er plant schon für die nächsten Wahlen. Die Verluste der CVP, mit ihren nicht immer bürgerlichen Ansichten, werden weitergehen. Darum sagt Herr Pfister, man müsse über die Zusammensetzung der Konkordanz diskutieren. Sein Ziel ist es, den kleineren Parteien beziehungsweise der CVP einen Sitz im Bundesrat zu garantieren. Aber ein Bundesrat, bei dem mehr als vier Parteien regieren, kann nicht funktionieren. Die Probleme sind offensichtlich schon bei vier Bundesräten akut, wenn das Zünglein nach links oder nach rechts schwenkt.

Benno Blatter, Malix

Wenn ich «grün» höre ...

Nr. 48 – «Grün bleibt die Hoffnung»;
Erik Ebnetter über die Grünen

Wenn ich «grün» in den Medien höre oder lese, zu welchen Themen auch immer, so wünschte ich mir ein Gesetz, gemäss dem ein Nationalrat mindestens eine abgeschlossene Ausbildung und mehrere Jahre erfolgreiche Tätigkeit in der Privatindustrie vorweisen sollte.

Alex Oser, Zürich

Fake News

Nr. 48 – «Personenkontrolle»
über Pascal Couchepin

Ein Freund hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass Sie unter «Personenkontrolle» schreiben, ich hätte mit SP-Präsident Christian Levrat im Zürcher Restaurant «Orsini» gefeiert. Es ist richtig, dass ich letzte Woche in Zürich zu Mittag gegessen habe. Auch korrekt ist, dass mir das Treffen gefallen hat und, wie es scheint, meinem Gesprächspartner auch, der allerdings nicht Herr Levrat war. Ich nehme an, der Grund für die böse Verdächtigung ist der Umstand, dass wir Französisch gesprochen haben. Aber das ist, soweit ich weiss, keine Schande.

Pascal Couchepin

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Meine Tochter, Mitte dreissig, ist Quartalsalkoholikerin. Ich gebe mir teilweise die Schuld, auf jeden Fall trage ich die Verantwortung, weil ich mich von ihrer Mutter habe scheiden lassen, bei der sie dann aufwuchs. Kein intaktes Familienleben. Und verantwortlich bin ich, weil ich die Ehe durch mein Verschulden, die Details spielen keine Rolle, ruiniert habe. Mich würde interessieren: Glauben Sie, dass die Kinder aufgrund des etwaigen Fehlverhaltens ihrer Eltern zum Beispiel drogensüchtig werden können? Ich glaube es eigentlich nicht, aber trotzdem gibt es diese vorwurfsvollen Stimmen in meinem Kopf. Die Schwester meiner Tochter, ebenfalls ein Scheidungskind, führt ein Leben ohne solche Probleme.

E. K, Zürich

Sie haben also eine Tochter, die Quartalsalkoholikerin ist. Das ist eine ernstzunehmende Angelegenheit. Man muss unter allen Umständen versuchen, dieses Problem – oder ist es eine Krankheit? – zu lösen.

Mir fällt aber auf, dass Sie sich eigentlich weniger damit beschäftigen, wie man Ihre Tochter von diesem Übel heilen könnte, als vielmehr damit, ob die Ursache dieses Übels nicht bei Ihnen liege, das heisst bei Ihrer Scheidung, bei einem nicht intakten Familienleben oder bei der «durch Ihr Verschulden ruinierten Ehe».

Ob Sie schuld sind oder nicht, ist jetzt nicht von Interesse, sondern Ihre Tochter und deren Gesundheitszustand zählen. Dann müssten Sie sich jetzt nur mit Ihrer Tochter – und nicht mit sich selbst – beschäftigen.

Natürlich könnte es ja sein, dass diese infolge des nicht intakten Familienlebens leidet und daher Zuflucht im Alkohol gesucht hat. Doch rückgängig machen können Sie hier wohl nichts mehr. Was gewesen ist, ist gewesen.

Hintergründe und Ursache einer Krankheit interessieren, wenn man eine solche heilen will. Vielleicht kann man diese beseitigen oder ändern, damit man eine Sucht

wegbringt. Was es sein könnte, geht aus Ihrer Frage nicht hervor, Sie interessieren sich für Ihre allfällige Fehlerhaftigkeit. Wie gesagt: Beschäftigen Sie sich intensiv mit den Ursachen im Interesse Ihrer Tochter, um das Problem zu beseitigen. Zum Beispiel könnte eine Ursache mangelndes Selbstvertrauen, fehlende Geborgenheit, Lebensenttäuschungen, falsche Berufsanreize und vieles mehr sein. Um zu helfen, müsste man wesentlich mehr wissen.

Um doch auf die Frage nach Ihrer Schuld einzugehen: Ich glaube, dass die Familienverhältnisse für die Entwicklung der Kinder eine Rolle spielen. Ihre Tochter ist Mitte dreissig, und sie ist wohl nicht mehr auf Ihr früheres oder heutiges Familienleben angewiesen. Und diese «vorwurfsvollen Stimmen» in Ihrem Kopf – wie Sie schreiben – sind für die Therapie Ihrer Tochter unerheblich.

Lösen Sie sich zunächst einmal etwas von sich selbst, denn in Ihren Formulierungen kommt zum Ausdruck, dass Sie krampfhaft versuchen, Ihre Unschuld zu dokumentie-

Sie müssten sich jetzt nur mit Ihrer Tochter – und nicht mit sich selbst – beschäftigen.

ren. Sie möchten eben ein guter Mensch sein, dem die Irrwege der Tochter nicht angelastet werden können. Dass Sie nicht wirklich schuldig sind, belegen Sie damit, dass die Schwester Ihrer Tochter – ebenfalls ein «Scheidungskind» – keine solchen Probleme habe. Suchen Sie vielleicht mit all diesen Begründungen eine Ausrede, damit Sie Ihrer Tochter, die auf Irrwege geraten ist, nicht helfen müssen?

Doch nochmals: Ihre Unschuld oder Schuld, Ihre Bekenntnisse, Ausreden und Rechtfertigungen sind nun belanglos. Nur um Ihre Tochter geht es jetzt. Vielleicht lässt sie sich helfen, versuchen Sie es einmal. Ob Sie sich selbst als «Gutmenschen» sehen, was Sie sicher nicht sind, spielt keine Rolle.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Orakel von Oberägeri

Aller Augen richten sich derzeit auf CVP-Präsident Gerhard Pfister. Als Königsmacher der Bundesratswahlen bejaht er grundsätzlich den Sitzanspruch der Grünen, lehnt aber die Kandidatur von Regula Rytz ab. Wie passt das zusammen? Eine kontroverse Begegnung im Berner «Bellevue». Von Philipp Gut

Wir fragen ihn mindestens dreimal, schnallen ihm gleichsam einen rhetorischen Lügendetektor an. Doch Gerhard Pfister, gekleidet in einen eleganten Dreiteiler, mit enggeknotteter Krawatte und Manschettenknöpfen, sitzt seelenruhig auf einem dunkel gestreiften Samtsofa im Berner Nobelhotel «Bellevue», direkt neben dem Bundeshaus. Es ist früher Montagmorgen, die meisten anderen Gäste schlafen wohl noch. Pfister jedoch ist hellwach und schon ganz in seinem Element – der Politik.

Viel ist in den letzten Wochen über ihn und seine Partei, die CVP, geschrieben worden. Der Präsident wurde als Person an der Grenze zum Pfau beschrieben, als einer, der seine neue Machtfülle mit geschwellter Brust und gestellten Federn zur Schau stelle. Hat es ihm geschmeichelt, ihn «charmiert», wie das Schweizer Radio meinte, dass die gebeutelte CVP jetzt plötzlich wieder das ausschlaggebende Zünglein an der Waage spielen kann? «Nein», beteuert Pfister, «ich habe den Triumph nicht ausgekostet. So bin ich nicht.»

Er weiss ganz genau: Auch die CVP hat bei den Parlamentswahlen im Oktober verloren, wenn auch weniger, als es ihr prophezeit worden war. Wenn sie jetzt überraschend wieder in einer stärkeren Position ist, dann nur deshalb, weil die anderen Regierungsparteien noch grössere Verluste hinnehmen mussten. Die Stabilisierung der Partei nach jahrelanger Rutschpartie in Richtung Bedeutungslosigkeit erfülle ihn zwar mit einer gewissen Genugtuung, «aber alles andere wurde mir angedichtet». Die *Weltwoche* nannte Pfister in diesem Zusammenhang einen «König ohne Land», und Pfister pflichtet dem Urteil bei, nicht ohne eine schalkhafte Anspielung auf seinen reichen Bildungsfundus: Johann Ohneland, der englische König des Hochmittelalters, sei «ja nicht ganz so unerfolgreich» gewesen. Auch wegen dieses breiten kulturellen Horizonts, der weit über die Politik hinausreicht, macht es Spass, sich in aller Herrgottsfrühe mit Gerhard Pfister über ebendiese Politik zu unterhalten.

Die Rolle der sich windenden Schlange ist der CVP als Mittelpartei par excellence eingeschrieben, und ihr Präsident sieht darin nicht nur eine Chance, sondern auch eine «grosse Gefahr», eine «Versuchung». Man könnte es eine *déformation professionnelle* nennen, dass sich die Christlichdemokraten am Nullpunkt zwischen den politischen Polen bequem ein-

gerichtet haben und sich dort ganz allein auf ihre Funktion als Stimmenlieferanten mal für rechts, mal für links kaprizieren. Die CVP als «Mehrheitsbeschafferin ohne eigenen programmatischen Anspruch» – das ist Pfister, dem wertkonservativen Zuchtmeister aus Oberägeri im Kanton Zug, ein Gräuel. Hier steht ihm noch viel Arbeit bevor.

Pfister wollte Rytz einladen

Nächste Frage: Ist der sonst so trittsichere Präsident im Vorfeld der Bundesratswahlen von kommender Woche nicht selbst etwas ins Schleudern geraten? Hat er nicht gesagt, die Grünen, die strahlenden Sieger am 20. Oktober, hätten einen legitimen Anspruch auf einen Sitz im Bundesrat, um dann zu verkünden, die grüne Kandidatin Regula Rytz werde von seiner Fraktion nicht einmal angehört? Wie passt das zusammen? Und wie bitte soll man sich erklären, dass derselbe Gerhard Pfister 2003 zu den wenigen Stimmen in seiner Partei zählte, die den Anspruch von Christoph Blocher (SVP) auf den Sitz von Ruth Metzler (CVP) bejahten? Ist das nicht ein Widerspruch?

«Es kommt darauf an, wie man es anschaut», entgegnet Pfister. Die eine Sichtweise leuchtet sofort ein: Man könne nicht so tun, als ob es diese Wahlen nicht gegeben hätte. Schliesslich wählt man, damit der Wählerwille umgesetzt wird: Das heisst Demokratie. Auch der CVP-Chef anerkennt, dass die Grünen einen «nu-

Er sagt, dass wiederantretende Amtsinhaber eigentlich nicht abgewählt werden sollten.

merischen Anspruch» auf eine Vertretung im Bundesrat haben. Gleichzeitig sei er aber der Meinung, dass wieder antretende Amtsinhaber eigentlich nicht abgewählt werden sollten. Drittens gebe es die staatspolitische Optik, und aus dieser wäre es falsch, den einzigen Tessiner in der Landesregierung, Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), anzugreifen, wie das die Grünen explizit tun.

Wie die Metzler-Blocher-Episode zeigt, ist Pfister in dieser Frage also durchaus bereit, die politischen Realitäten anzuerkennen, auch wenn es der eigenen Partei weh tut. Warum aber macht er das jetzt nicht bei der Kandidatur Rytz? Es sei eben etwas anderes, verschiedene Kandidaten vorzuschlagen, als

jemandem erklärermassen einen Sitz wegzunehmen, kontert er. Die Grünen hätten auch «sehr zögerlich» agiert, das mache es den anderen Parteien leicht, ihren Angriff abzuwehren.

Allerdings mutet es merkwürdig an, dass sowohl die SVP wie die FDP und die CVP die grüne Kandidatin nicht zu einer Anhörung einladen. Jemandem zuzuhören und ihm möglicherweise verbindliche Antworten zu entlocken, heisst ja noch lange nicht, dass man ihn auch unterstützen muss. Schränkt man also den eigenen Handlungsspielraum nicht unnötig ein, indem man auf ein Hearing verzichtet?

Fakt ist: Parteipräsident Pfister wollte Regula Rytz tatsächlich einladen, doch die Fraktion überstimmte ihn. Von diesem dilettantischen Vorgehen profitiert jetzt der Freisinn. Denn die FDP hatte nach den Parlamentswahlen Angst um ihren zweiten Sitz, kann sich jetzt aber schon ziemlich sicher sein, dass der Mist in ihrem Sinn geführt ist. Der CVP-Chef hätte Rytz lieber angehört und dadurch den Druck auf die FDP hochgehalten. So aber lautet Pfisters Prognose für die Dezemberwahl: Alles bleibt beim Alten, auch die beiden FDP-Vertreter Ignazio Cassis und Karin Keller-Sutter werden im Amt bestätigt.

Feinmechanik der Macht

Pfister ist einer der wenigen Köpfe unter der Bundeshauskuppel, die sich vertieft Gedanken über das politische System der Schweiz machen. Er kennt die Feinmechanik der Macht, die bei Bundesratswahlen spielt, aus jahrelanger Erfahrung. Zu den Besonderheiten einer solchen Wahl zähle eben auch, dass die Regierungsparteien nicht über ihren eigenen Sitz bestimmen könnten, sondern nur über diejenigen der anderen. Das mache das Prozedere noch komplizierter. Dies führe dann dazu, «dass alle Parteien den anderen ein Problem aufzwingen» – für den Fall, dass diese nicht tun, was man von ihnen erwartet. Niemand könne so je hundertprozentig sicher sein, nicht einmal die wählerstärkste Partei, die SVP. Er vergleicht die Situation mit einer berühmten Szene im Westernklassiker «Il buono, il brutto, il cattivo» von Sergio Leone, wo sich die drei Helden («der Gute», «der Böse» und «der Hässliche») gegenseitig belauern. Pfister ist nicht Clint Eastwood, aber er ist sich bewusst: «Wer zuerst schießt, hat das Risiko, dass er zuerst erschossen wird.»



Im Zentrum der Debatten: CVP-Chef Pfister.

Jede Partei müsse im Bundesratsmacht poker also primär überlegen, wie sie ihren eigenen Sitz ins Trockene bringe, aber gerade darauf habe sie – so will es die einzigartige Schweizer Regierungskonkordanz – selbst den geringsten Einfluss.

Wo Levrat recht hat

Man muss ständig auf der Hut sein – und vorausblicken. Denn wie sich eine Partei am 11. Dezember verhält und wie sich das Exekutivgremium in der nächsten Legislatur

«Die CVP soll jetzt für die SP die Kohlen aus dem Feuer holen.»

zusammensetzt, das hat Auswirkungen auf die Ausgangslage 2023. Gewieft Strategen wie Pfister oder der abtretende SP-Präsident Christian Levrat bedenken deshalb bei jedem Schritt, den sie heute tun, was morgen sein könnte. Dies ist auch der Hintergrund der Attacke, die Levrat übers Wochenende gegen Pfister geritten hat. «Die CVP soll jetzt für die SP die Kohlen aus dem Feuer holen», so drückt es Gerhard Pfister aus. Beide Chefs wissen nämlich: Wenn ihre Parteien in vier Jahren noch mal verlieren sollten, könnte es knapp werden für sie. Die CVP müsste dann um ihren einzigen Sitz in der Regierung bangen und die SP um ihre Doppelvertretung. Daraus folgt: Würden die Grünen schon jetzt auf FDP-Kosten in den Bundesrat einziehen, wäre die Lage für beide komfortabler.

Daraus ergibt sich gleich die nächste Frage an Pfister: Warum nur verhilft er mit seiner erweiterten Mitte-Fraktion den Grünen nicht zum Einzug in die Regierung? «Rein aus Sicherheitslogik», im Hinblick auf den Erhalt des eigenen Sitzes, wäre das sicher besser, gibt Pfister zu. Aber darum allein gehe es eben nicht. Auch als Parteipolitiker müsse man den Blick auf das grosse Ganze haben. Wenn einer glaubwürdig diese Position vertritt, dann ist es nach der Metzler-Abwahl 2003 und in Anbetracht dieser jetzigen Ausgangslage wohl Gerhard Pfister.

Amherd wäre bereit

Dennoch kann man sich natürlich fragen, ob die CVP wirklich ganz so selbstlos handelt, wie es jetzt klingt. Oder fürchtet sie nicht vielmehr die gestiegene Last der Verantwortung bei einer Wahl von Rytz? Denn eines ist klar: Würde die alte Zauberformel gesprengt und zögen die Grünen zu Lasten eines zweiten FDP-Sitzes in die Regierung ein, käme CVP-Bundesrätin Viola Amherd eine viel entscheidendere Rolle zu. Sie hätte dann drei Kollegen zu ihrer Linken und drei zu ihrer Rechten. Wie aus ihrem Departement zu vernehmen ist,

würde die VBS-Vorsteherin diese Verantwortung überhaupt nicht scheuen. Die Frage ist, ob es auch aus Sicht der Fraktion und der Partei klug wäre. Gerhard Pfister lässt durchblicken, dass ihm die jetzige Lage mehr behagt: «Wir werden als Mehrheitsbeschafferin schon im Parlament schuld an allem sein, im Bundesrat will ich das nicht auch noch», sagt er. «Eine Zeitung wie die Ihre würde mir das regelmässig um die Ohren schlagen.»

Droge Politik

Dass es im Hinblick auf die kommenden Bundesratswahlen bisher vergleichsweise ruhig geblieben ist, hat also auch mit den taktisch-strategischen Überlegungen der CVP zu tun. Trotzdem ist Parteiboss Pfister

«Eine Zeitung wie die Ihre würde mir das regelmässig um die Ohren schlagen.»

ein gewisses Bedauern darüber anzumerken, dass es im Bundeshaus nicht mehr allzu viele Politiker gibt, die das denkerische Potenzial und die Risikobereitschaft haben, mit einem unerwarteten Schachzug den Gegenspieler zu überraschen: «SVP und SP sind in diesen Fragen bequem und saturiert geworden.» Seit sechzehn Jahren sitzt Pfister nun schon

im Parlament in Bundesbern. Politikmüde ist er deswegen aber noch lange nicht. Seine Frau sage jeweils zu ihm: «Solange du jeden Abend freudig nach Hause kommst, ist es mir lieber, als wenn du daheim einen *Lätsch* machst.» Mit dem «Gejammer von der Work-Life-Balance» kann der vielbeschäftigte Politiker nichts anfangen. Er geht völlig auf in seiner Aufgabe, warnt aber: «Politik hört nie auf, deshalb besteht die Gefahr, dass sie wie eine Droge wirkt.»

Die Versuchung sei dabei gross, dass man sich als Person wichtig fühle, nur weil man eine wichtige Aufgabe wahrnehme. Und wieder erinnert er an eine Anekdote aus der Geschichte: Bei einem Triumphzug ging immer ein Sklave hinter dem siegreichen römischen Feldherrn her und flüsterte ihm ins Ohr: «Bedenke, dass du auch nur ein Mensch bist und kein Gott.» Cäsar soll darauf genervt geantwortet haben, er sei zwar kein Gott, aber immerhin Julius Cäsar.

Vielleicht auch eingedenk dieses republikanischen Rituals hatte Gerhard Pfister am Wahlsonntag einen kleinen Zettel in seinem Poschettli stecken, auf dem die Worte seiner Rücktrittserklärung als Parteipräsident standen. Denn hätte die CVP mehr als fünf Sitze im Nationalrat verloren oder wäre er selbst nicht wiedergewählt worden, so hätte er seinen Hut genommen.

So weit ist es nicht gekommen. Stattdessen steht Pfister jetzt im Zentrum der gegenwärtigen Bundesratsdebatten – und schaut voraus auf die grossen Herausforderungen der neuen Legislatur: Bei der Klimafrage gehe es darum, den damit einhergehenden apokalyptischen Irrationalismus auf rationale Politikentscheide herunterzubrechen. Er ist aber überzeugt, dass auch wieder andere Themen verstärkt auf die Agenda drängen werden: Wirtschaftliche und soziale Fragen würden die nächsten Jahre

Die Sorge um den Arbeitsplatz und die Rente werde zunehmen, sagt Pfister.

dominieren. Die Verwerfungen an den Finanzmärkten und die exportstützenden Massnahmen der Notenbanken drückten auf das Portemonnaie der Bürger. Die Sorge um den Arbeitsplatz und die Rente werde zunehmen, meint Pfister. Und schliesslich müssten endlich die Beziehungen der Schweiz zur Europäischen Union geregelt werden, in welcher Art auch immer. Aus der Wirtschaft höre er Signale, eine Klärung sei besser als der gegenwärtige Stillstand, «auch im negativen Sinn». Dann macht er sich davon und stürzt sich beschwingt ins politische Getümmel – auch und gerade, weil er es so klar durchschaut. ○

Schweizerzeit

Bürgerlich-konservatives Magazin für Unabhängigkeit, Föderalismus und Freiheit

«Ja zur Schweiz»

**Seit 40 Jahren
konsequent gegen
jede EU-Einbindung
der Schweiz**

Ja, ich profitiere vom Jubiläums-Angebot

Fr. 70.– statt 140.– bis Ende 2020

Name: _____

Vorname: _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort: _____

Tel.: _____

E-Mail: _____

Wenn Sie uns die Mail-Adresse mitteilen, erhält der/die Empfänger/-in automatisch allwöchentlich den Freitagskommentar «Brisant».

Talon einsenden an: Schweizerzeit, Postfach 54, 8416 Flaach;
per Mail an: info@schweizerzeit.ch oder telefonisch: 052 301 31 00

Tatort Goldküste

Am Bezirksgericht Meilen ZH steht ein rätselhafter Mordprozess an: Eine Frau soll einen Killer auf ihre Mutter angesetzt haben, um an ihr Millionenerbe zu gelangen. Beweise gibt es keine, die Anklage basiert auf Indizien. *Von Alex Baur*

Die Dermatologin Annalis S. soll schon sterbenskrank gewesen sein, bevor sie am 21. August 2016 im Alter von 73 Jahren tot in ihrer Wohnung in Küsnacht aufgefunden wurde. Das war wohl auch der Grund, weshalb zwei wertvolle Tage vergingen, bis die Gerichtsmediziner zum Schluss kamen, die Ärztin sei vorsätzlich getötet worden. Gemäss der Anklage von Staatsanwalt Matthias Stammbach hat der Mörder die betagte Frau erstickt, entweder mit einem Kissen, das er ihr aufs Gesicht drückte, oder mit einer Klarsichtfolie, die er ihr um Mund und Nase wickelte.

Doch selbst die Todesursache ist unter den Gutachtern umstritten. Und es ist nur eine von zahlreichen Ungewissheiten in diesem Indizienprozess, der im kommenden Frühling vor dem Bezirksgericht in Meilen ZH verhandelt werden soll. Auf der Anklagebank sitzt neben dem 36-jährigen angeblichen Mörder W., einem in Südafrika geborenen Schweizer, dessen Ex-Freundin H., die 46-jährige Tochter des Opfers. Beide wurden einen Monat nach der Tat verhaftet, seither sitzen sie in Untersuchungshaft. Während er bislang jede Aussage verweigert hat, beteuert sie ihre Unschuld.

Gemäss Anklage soll H. den Mord an ihrer Mutter in Auftrag gegeben haben, um an ein Millionenerbe zu gelangen. Dem Mörder soll sie eine Belohnung von 300 000 Franken in Aussicht gestellt haben. Für die Tatnacht hat die Tochter ein Alibi: Sie verbrachte diese im «Club Heile Welt» im Zürcher Langstrassenviertel. Doch ebendieses Alibi legt die Spur zum Tatverdächtigen. Die Frau feierte in der «Heilen Welt» nämlich in Begleitung eines Kollegen, der in jenen Tagen beim Flughafen einen Mini Cooper gemietet hatte. Und just in diesem Fahrzeug, so die Anklage, war der Mörder W. in der Nacht auf den 21. August 2016 unterwegs zu seinem Opfer an der Zürcher Goldküste.

Als der Täter um 3.30 Uhr in die Wohnung des Opfers eindrang, verfügte er gemäss Anklage über einen Schlüssel. Einbruchspuren gab es keine. Es kamen diverse Wertgegenstände abhanden, unter anderem eine teure Uhr, die man später bei einer Prostituierten sicherstellte; und diese Frau versichert, die Uhr von W. erhalten zu haben. Der mutmassliche Mörder soll überdies mit der Bankkarte des Opfers insgesamt 29 720 Franken an Automaten bezogen haben. Dafür muss er den PIN-Code gekannt haben, was wiederum auf eine Verbindung zur Tochter des Opfers hinweist. Und last, but not least: Am Tatort fand die Polizei DNA-Spuren des Mannes.



Der Kreis schliesst sich: Tatort in Küsnacht.



«Club Heile Welt»: Tatverdächtige W. und H.

Der plötzliche Reichtum des arbeitslosen W. führte schliesslich zu einem weiteren mutmasslichen Komplizen: dem 31-jährigen Barkeeper B., einem schweizerisch-kolumbianischen Doppelbürger. In der Nacht nach dem Raubmord sollen die beiden zusammen im Zürcher Nachtclub «Red Lips» gefeiert und viel Geld verprasst haben. Das war auch insofern auffällig, als beide einen Privatkonkurs hinter sich hatten und zumindest offiziell als mittellos galten.

Handy-Auswertungen ergaben zudem, dass die beiden Kumpanen in der Tatnacht zwischen 00.58 und 2.30 Uhr mehrmals miteinander telefoniert hatten. Danach verschwanden beide Handys gleichzeitig vom Netz, und zwar im Zürcher Seefeld, also auf dem Weg von der Zürcher City nach Küsnacht. Um 5.30 Uhr wurden beide Funktelefone, wiederum im Seefeld, praktisch gleichzeitig wieder aktiviert. Aus der Sicht des Anklägers lässt das simultane Handeln nur einen Schluss zu: Die beiden Männer schalteten ihre Handys auf der gemeinsamen Fahrt zum Tatort bewusst aus, um keine Spuren zu hinterlassen. Der Kreis schliesst sich.

Allerdings fanden sich vom Barkeeper B. keinerlei Spuren am Tatort. Da er zwischen-

durch in Kolumbien weilte, konnte B. erst am 7. März 2018 verhaftet werden, also mehr als eineinhalb Jahre nach der Tat. Er macht geltend, sich nicht mehr an die fragliche Zeit erinnern zu können, stellt aber jede Tatbeteiligung in Abrede. Im letzten März musste ihn die Staatsanwaltschaft auf Geheiss des Bundesgerichtes aus der Haft entlassen. Damit ist er zwar noch nicht aus dem Schneider, doch der Entscheid aus Lausanne zeigt, dass der Fall alles andere als geklärt ist.

Tatsächlich beruht die Anklage im Wesentlichen auf einem Geflecht von Indizien, die verschiedene Deutungen zulassen. Es ist sogar umstritten, ob Annalis S. überhaupt ermordet wurde oder nicht doch eines natürlichen Todes starb. Ihr schlechter Gesundheitszustand spricht eher dagegen, dass die Tochter einen Mord in Auftrag gab für ein Erbe, das ihr ohnehin bald zugestanden wäre. Im Fall einer Verurteilung würde sie mutmasslich für erbunwürdig erklärt und alles verlieren. Wird sie freigesprochen, wäre die 46-jährige, Mutter einer minderjährigen Tochter, ein doppeltes Opfer: Zuerst verliert sie ihre Mutter, danach verbringt sie mehr als drei Jahre in Untersuchungshaft.

Hautevolee trifft Drogenszene

Doch nicht nur die abgründige Konstellation, die eher an einen «Tatort»-Krimi gemahnt denn an den gerichtlichen Alltag, macht den Fall aussergewöhnlich. Vor Gericht wird zweifellos auch das Milieu zur Sprache kommen, in dem sich das Drama abspielte. Die verstorbene Dermatologin Annalis S. wurde von den Medien gerne als Fachperson zitiert, sie hatte eine gewisse Prominenz in der Hautevolee an der Zürcher Goldküste. Dasselbe galt für ihre Tochter H., die zeitweise als Kosmetikerin in der Praxis ihrer Mutter arbeitete und ebenfalls in der Gegend lebte.

Zugleich verkehrte die Tochter allerdings in der mit Drogen aller Art durchsetzten Partyzene. Und hier gibt es wiederum Überschneidungen mit dem Sex- und Kokainmilieu, in dem sich die beiden angeblichen Raubmörder bewegten. Das Geld konnten sie alle gut gebrauchen, doch damit ist noch lange nichts bewiesen. Denkbar wäre auch, dass der Tod von Annalis S. die ungeplante Folge eines missratenen Einbruchs war. Solange keine Aussagen oder Geständnisse vorliegen, bleibt indes nur ein Entweder-oder: Höchststrafe oder Freispruch. ○



In der ersten Reihe: Präsidentschaftsanwärter Meyer, Reynard, Badran, Wermuth (v. l.).

Nervöse Sozialdemokraten

Die Verunsicherung bei den Genossen ist nach der historischen Wahlschlappe gross. Selbstkritik franzt in alle Richtungen aus. Versuch einer Auslegeordnung.

Von Hubert Mooser

Bern, Buslinie 101, Haltestation Güterbahnhof. Links über die Strasse geht es zum Bremgartenfriedhof, wo der russische Anarchist Michail Alexandrowitsch Bakunin, eine Ikone der Linken, seit 1876 begraben liegt. Rechts geht es über die Brücke zur Fabrikleiche der Von Roll, inzwischen ein Campus der Universität Bern. Hier, an der Peripherie der Bundesstadt, hat sich die SP letzten Samstag «versteckt», um über die verpatzten Wahlen vom 20. Oktober laut nachzudenken. Und es gab da einiges aufzuarbeiten.

«Mindestens 20 Prozent liegen in Reichweite», hatte Parteichef Christian Levrat vor den Wahlen verkündet. Und dann schafften die Genossen bloss mickrige 16,8 Prozent. Genau so komme es heraus, wenn der Parteichef im ganzen Lande wochenlang den Eindruck erwecke, es komme nicht darauf an, ob man Grün oder SP wähle, sagt Corrado Pardini am Tag vor der Delegiertenversammlung bei einem Kaffee im Berner «Volkshaus». Die Wahlen, die für ihn mit der Abwahl endeten, hat er abgehakt. Er hat Tintenfisch, Crevetten und Muscheln gepostet. «Heute Abend gibt es zu Hause eine feine Paella», freut er sich. Die schmeckt ihm auch besser als das derzeitige Menü seiner Partei.

Viel Platz für die Grünen

Na ja, kulinarisch gesehen steht Levrat ohnehin eher auf Fondue, aber das letzte ist ihm

(bildlich gesprochen) misslungen. Blicken wir dafür kurz zurück. Als noch der Briger Peter Bodenmann die Partei leitete, lautete das Motto der Sozialdemokraten: Links der SP darf es keine wesentliche politische Kraft mehr geben. Die SP erzielte mit dieser Strategie bei den Wahlen 1999 22,5 Prozent. Was machte Levrat zwanzig Jahre später? Er liess in Interviews immer wieder durchblicken, dass er froh sei, dass das «fortschrittliche Lager» bei kantonalen Abstimmungen gewinne. Sein Schlachtruf lautete, «die Linke» (und nicht die SP) müsse stärker werden. Mit anderen Worten: Er baute die Grünen fast schon auf. Und was sagt er nun vor den Delegierten? «Wir haben bei den Wählern signalisiert, dass es keinen Unterschied macht, ob man für die Grünen oder die SP stimmt.» Wir? War das nicht vor allem Levrat selbst?

Kein Wunder, hält das städtische Publikum die Grünen für die coolere und zeitgemässere linke Alternative. Das musste auch der Zürcher SP-Nationalrat Fabian Molina bei den letzten Wahlen zähneknirschend zur Kenntnis nehmen. Seine Wiederwahl stand auf Messers Schneide. Er sagt: «Die Wähler haben uns nicht geglaubt, dass wir die Partei des Wandels sind.» Und findet darum: «Wir müssen endlich aufhören zu sagen, dass wir die besseren Grünen sind. Unsere Kernkompetenzen sind Sozial- und Wirtschaftspolitik. Und genau mit diesem Ansatz müssen wir auch an

die Klimapolitik künftig herangehen.» Konkret bedeutet dies in der Logik Molinas: die Überwindung des Kapitals durch einen ökologischen Umbau der Wirtschaft.

Jeanshemd, Jeanshose, Springerstiefel, wattierte Jacke – so sieht man den Zürcher Ständerat Daniel Jositsch nicht oft. Sonst trägt er Anzug und Krawatte. Der Rechtsprofessor hat eine einfache Erklärung für die Niederlage: «Wir haben zwei Drittel der Wählerstimmen an die Grünen, einen Drittel

«Es wäre ein grosser Fehler, sich von den Grünen verstärkt abzugrenzen», sagt Wermuth.

an die Grünliberalen verloren.» Und sonst? Sonst ist Jositsch überzeugt, dass viele SP-Wähler in Zürich nicht goutiert haben, dass die Partei in den letzten zwei Jahren einen prononcierten Linkskurs gefahren hat. Besonders der Widerstand gegen den Rahmenvertrag habe vielen Wählerinnen und Wählern nicht geschmeckt, weil damit auch die bilateralen Beziehungen zur EU auf dem Spiel stünden. Jositsch ist ein prominenter Vertreter des sogenannten sozialliberalen Flügels der SP. Dieser müsse in Zukunft verstärkt Akzente setzen, so Jositsch.

Zu grün, zu zahm, zu wenig links, zu stark links – es geht bei der SP-internen Kritik in so



ökologischen Themen nichts sagen dürfen, weil das den Grünen nützt.» Die Gleichstellungsfrage gehöre zur DNA der SP. Man habe dieses Thema nicht ignorieren können.

Es sei jetzt die Zeit der Arbeitsgruppen, die Fragen beantworten müssten, auf die man jetzt noch keine Antwort habe, meint Seiler Graf. Zum Beispiel, wieso die Grünen in Zürich zulegen konnten, die SP jedoch verloren habe.

Im Kanton Neuenburg braucht man keine Arbeitsgruppe. Da ist der Fall glasklar. Fast schon grobfahrlässig hat man hier den traditionellen SP-Ständeratssitz verspielt. In Neuenburg wird der Ständerat nach Proporzverfahren gewählt, und die CO-Präsidentin der SP-Frauen, Martine Docourt, war als Spitzenkandidatin für die Nachfolge des langjährigen SP-Ständerates Didier Berberat gesetzt. Dann verlor die SP überraschend ihren Sitz. Docourt sagt: «Une erreur stratégique» – ein strategischer Fehler. Die Parteispitze habe für die Ständeratswahlen unbedingt zwei SP-Vertreter aufstellen wollen, was bei Proporzwahlen ein hochriskantes Spiel sei – und was dann prompt ins Auge ging.

Dann gibt es auch einen Sündenbock. Im Vertrauen wird einem von Vertretern des SP-Gewerkschaftsflügels der Name von Fraktionschef Roger Nordmann zugeflüstert. Er habe das Thema Klima hochgekocht, sein Marshallplan zum Ausstieg aus dem Erdöl sei zu technisch gewesen. Davon hätten bloss die Grünen profitiert. Nordmann strahlte am Samstag trotzdem wie ein Maikäfer und setzte noch einen drauf. Er verkündete gutgelaunt, wie die SP jetzt mit den fortschrittlichen Kräften die Schweiz ökologischer gestalten werde. Und er bekam von Bundesrätin Simonetta Sommaruga erst noch ein Lob: Er habe ein schlaues Buch geschrieben, schwärmte die Bundesrätin. Sie meinte damit Nordmanns «Sonne für den Klimaschutz».

Die grosse Frage ist jetzt: Geht die SP in Zukunft auf Distanz zu den Grünen? Europalallee Zürich, SP-Nationalrat Cédric Wermuth kommt von einer Sitzung und eilt auf den Zug. «Das wäre ein grosser Fehler, sich von den Grünen verstärkt abzugrenzen», sagt er. Dann würde man nämlich das, was die Grünen ausmache, noch stärker betonen. Wermuth lobt die Zusammenarbeit mit den Grünen im Aargau. «Wir ergänzen uns hier perfekt.» Seine SP ist auch in einer etwas komfortableren Situation, sie hat im Aargau zugelegt und einen dritten Sitz im Nationalrat gewonnen.

Auch der Walliser Mathias Reynard singt das Hohelied auf die Zusammenarbeit mit den Grünen. Wenn es im April um die Nachfolge von Christian Levrat geht, dann sitzen Wermuth und Reynard in der ersten Reihe, unter Umständen für ein Co-Präsidium mit SP-Kandidatinnen wie den Zürcherinnen Mattea Meyer oder Jacqueline Badran. ○

viele Richtungen, dass einem davon fast schwindlig wird.

Bumerang Frauenfrage

Und dummerweise haben sich die Genossen auch noch bei der Frauenfrage selber ins Bein geschossen. «Wir haben dieses Thema falsch aufgezogen», moniert zum Beispiel Molina. Die SP ist längst gendergerecht aufgestellt, aber sie machte dann trotzdem die Frauenfrage zu ihrem Wahlkampfthema. SP-Wählerinnen reagierten halt sensibler auf dieses Thema, es werde dann nicht mehr parteipolitisch abgestimmt, sondern nach Geschlecht. Das führte etwa in Bern zur Abwahl von Nationalrat Pardini.

Bern war und ist für SP-Männer ein schwieriges Pflaster, weil die Kandidatinnen und Kandidaten auf getrennten Listen starten und die Frauenliste erfahrungsgemäss mehr Stimmen macht. Wenn SP-Vertreter die Männerliste propagieren, gibt es sofort wütende Mails von Genossinnen, die finden, damit würden die Frauenkandidaturen diskriminiert, wie ein Berner Politiker zu verstehen gibt.

Und so überlebte vom Berner SP-Männertrio Adrian Wüthrich, Corrado Pardini und Matthias Aebischer bloss der Letztgenannte. SP-Ständerat Hans Stöckli verdankt seine Wiederwahl wohl auch ein bisschen der Abwahl Pardinis. «Das hat in Bern ein paar Wähler wachgerüttelt», sagt er.

Von-Roll-Areal, Mittagspause. Die Zürcher SP-Co-Präsidentin Priska Seiler Graf rauscht vorbei. «Eine Frage, Frau Seiler Graf, hat die SP die Frauenfrage zu sehr in den Vordergrund geschoben?» «Das glaube ich nicht», gibt sie zurück. «Wir waren 2019 massgeblich daran beteiligt, dass es ein Frauenjahr wurde. Dieses Thema jetzt nicht zu betonen, das hätte ich falsch gefunden. Dann hätten wir auch zu den

Nachruf



Perfekte Balance: Saxofonist Scherrer.

Andy Scherrer (1946–2019) — In manchem war er ein Paradox. Andy Scherrer, einer der Grossen unter den nicht wenigen Schweizer Jazzmusikern von internationalem Format, veröffentlichte seinen ersten Tonträger unter eigenem Namen im zarten Alter von 53.

Als Tenorsaxofonist – er war auch ein einfühlsamer Begleiter am Piano – war er ein Meister der instrumentalen Nuance in Tonbildung und Phrasierung, ein Gleichgewichtskünstler mit der perfekten Balance zwischen Einfalt und ganz selbstverständlich scheinender logischer Dramaturgie des improvisatorischen Statements. Bei denen, die ihn wahrnahmen (das waren in erster Linie die, die's wissen müssen: die Musiker, Mathias Rüegg zum Beispiel, in dessen Vienna Art Orchestra er während eines Jahrzehnts der Spezialist für herzausreissende Balladen war), galt er da längst als der «stille Gigant». Man musste ihn auch als Menschen kennen, um seine notorische Bescheidenheit nicht als Koketterie misszuverstehen. Er war ein souveräner, mit sich aber nie ganz zufriedener Geschichtenerzähler mit einem grossen, bei aller Wasserverdrängung nie aufdringlich pathetischen, in den feinen Schattierungen flexiblen Saxofonklang; ein Melomane, dessen sowohl entschiedene wie behutsame Musik immer zu Herzen ging. Ein *no-nonsense player*. Er nahm sich hinter die Musik zurück. Entsprechend ging er von Vorbildern wie Wayne Shorter, Joe Henderson oder Clifford Jordan aus (letzteren beiden widmete er eine Hommage): nachdenklichen, komplexen, aber nicht hermetischen, Jazzpoeten.

Als Lehrer an der Swiss Jazz School in Bern war Andy ein begnadeter, wenn auch nicht unbedingt begeisterter Pädagoge. Und nie war er ein Jazz-Ideologe. Er liebte den ganzen humanen Jazz. Musik mit Atem und Herzschlag. Andy Scherrer starb am 26. November. *Peter Rüedi*

Justiz im Unrechtsstaat

Das Bundesgericht hat dem Sperisen-Prozess nach sieben Jahren ein Ende gesetzt mit einem Schuldspruch, der keine Klärung bringt. Der Versuch, von Genf aus für Recht und Ordnung in Guatemala zu sorgen, ist gescheitert. Ein Lehrstück über die Grenzen der Justiz. *Von Alex Baur*



Solidaritätsbotschaft aus Guatemala: Erwin Sperisen mit seiner Familie in Genf, 2018.

Die Reaktionen in Genf auf das Verdikt aus Lausanne waren seltsam verhalten, die Meldungen in den Medien auffällig kurz. Dabei hatte die vielgescholtene Genfer Justiz mit der Verurteilung von Erwin Sperisen, dem ehemaligen politischen Chef der Polizei in Guatemala, zu fünfzehn Jahren Gefängnis doch einen langersehnten Erfolg in einem Prestigefall erzielt. Doch niemand schien sich richtig zu freuen. Zu viele Rechtsbrüche, Widersprüche und Irrungen waren während des siebenjährigen Prozesses ans Tageslicht gekommen, als dass man der Sache noch trauen konnte.

Fati Mansour, gefühlte Doyenne der Westschweizer Gerichtsreporter und wohltempe-

riertes Sprachrohr der Genfer Strafverfolger, lobte in *Le Temps* den «essenziellen Prozess», der die internationale Verfolgung von Verbrechen einen Schritt weitergebracht habe. Dass es dafür einer «eher akrobatischen» Rechtsauslegung bedurfte, war indes auch ihr nicht entgangen. Mansour erinnerte an den russischen Oligarchen Sergei Michailow, den die Genfer Justiz vor zwanzig Jahren für die unschuldig erlittene U-Haft mit 800 000 Franken entschädigen musste. Eine solche Schmach blieb Genf diesmal erspart.

Doch Mansour irrt doppelt. Erstens ist der Fall um den schweizerisch-guatemaltekischen Doppelbürger Erwin Sperisen derart

singulär, dass er sich kaum wiederholen wird. Er setzt in dieser Hinsicht kein Präjudiz. Zweitens hat gerade dieser Prozess die Grenzen der internationalen Justiz aufgezeigt. Nach sieben Jahren Hin und Her ist immer noch nicht klar, wer 2006 unter welchen Umständen in einem Gefängnis im fernen Guatemala sieben Häftlinge umgebracht hat. Irgendwie soll Erwin Sperisen damit zu tun gehabt haben.

Korrumpierte und verpolitisierte Justiz

In Guatemala, wo die Genfer für Recht und Ordnung sorgen wollten, hat der Prozess nichts verändert. Staatspräsident Alejandro Giammattei schickte eine trotzige Solidaritätsbot-

schaft an Erwin Sperisen und seine Familie. Seine politischen Gegner mögen sich freuen, seine Anhänger empören sich, doch in Guatemala bezweifelt kein Mensch, dass es ein politisches Urteil war. Der Fall Sperisen ist einer von Hunderten politischen Prozessen, die das Land an die Grenzen der Unregierbarkeit getrieben haben. «Lawfare» nennt man das Phänomen jenseits des Atlantiks, eine Kombination von *law* (Gesetz) und *warfare* (Kriegsführung), die Fortsetzung der Politik mit den Waffen des Rechts.

Die hoffnungslos korrupte und verpolitisierte Justiz, ein Erbe aus drei Jahrzehnten Guerilla-Terror, stellt heute die vielleicht grösste Bedrohung für die junge Demokratie in Guatemala dar. Die Regierung von Oscar Berger (2004–2008), der auch Sperisen diente, hatte in der Not die internationale Untersuchungskom-

Genf wollte der Welt zeigen, wie man einer Bananenrepublik zum Recht verhilft.

mission Cicig ins Land gerufen. Sie lieferte 2010 die Grundlage für den Sperisen-Prozess. Mittlerweile ist die auch von der Schweiz finanzierte Cicig mit Schimpf und Schande aus Guatemala verjagt worden. Einige ihrer Ermittler stehen selber unter Korruptionsverdacht.

Mitverschwörer freigesprochen

Das Resultat des neunjährigen Verfahrens: Erwin Sperisen wurde in der Schweiz für schuldig befunden, 2006 in Guatemala den Polizeikommandanten Javier Figueroa nicht daran gehindert zu haben, sich anlässlich einer Gefängnisrazzia an der Ermordung von sieben Gangstern zu beteiligen. Mit der «Planung, Organisation, Anordnung, Ausführung, Leitung oder Überwachung» des Massakers, so wird im Lausanner Urteil noch einmal betont, hatte Sperisen nichts zu tun. Ihm wird lediglich vorgeworfen, Figueroa nicht aufgehalten oder zur Rechenschaft gezogen zu haben.

Das Problem: Figueroa wurde bereits 2013 in Österreich in einem aufwendigen Prozess, dem exakt dieselben Akten zugrundelagen wie dem vorliegenden, rechtskräftig freigesprochen. Sperisens Anwälte standen demnach vor der kafkaesken Situation, primär den vermeintlichen Mörder Figueroa verteidigen zu müssen, der in Genf nie angeklagt worden war, sich also weder verteidigen noch äussern konnte, da er

längst freigesprochen war. Und Figueroa war beileibe nicht der einzige Störfaktor.

Gemäss der Anklage der Cicig aus dem Jahr 2010 war Erwin Sperisen Teil einer Verschwörung auf höchster Regierungsebene. Doch während in Genf der Prozess gegen ihn lief, wurden peu à peu alle vermeintlichen Mitverschwörer freigesprochen: zuerst der damalige Gefängnischef (und heutige Staatspräsident) Giammattei und sein Stellvertreter in Guatemala; dann Polizeikommandant Figueroa in Österreich; und schliesslich auch noch Innenminister Carlos Vielmann in Spanien. Am Ende blieb Sperisen als einziger Verschwörer auf Führungsebene. Hatte er sich etwa mit sich selber verschworen?

Vom gesunden Menschenverstand liessen sich die Genfer nie beirren. Sie wollten der Welt zeigen, wie man einer Bananenrepublik zum Recht verhilft. Für den vermeintlich guten Zweck haben sie mit juristischer Akrobatik so ziemlich alles überwunden, was einem Rechtsstaat heilig ist. Es war eine tollkühne Vorstellung ohne Netz, bei dem sich die Genfer Staatsanwälte und Richter selber unter Erfolgszwang setzten: Bei einem Misslingen drohte der Totalabsturz.

Das Traurigste am Prozess war, dass Sperisen nie eine Chance hatte, auch nur ernsthaft angehört zu werden. Für die Genfer Staatsanwälte und Richter stand von Anfang an fest: Ein Polizeichef von Guatemala, zumal ein weisser, ist niemals unschuldig. Gefangen in ihrer «Dritt-weltisten»-Romantik, glaubten sie, Guatemala besser zu kennen als die Guatemalteken. Und wenn man nicht so genau wusste, was er verbrochen haben sollte, so mögen sie sich gedacht haben, dass er selber es bestimmt wisse.

Der Bertossa-Komplex

Wer das Urteil gegen Sperisen verstehen will, muss in der Vorgeschichte suchen. Mansours Hinweis auf das Michailow-Debakel liefert den Schlüssel. Michailow lag stets wie ein stiller Schatten über dem ganzen Verfahren. Der russische Oligarch war allerdings nur einer von vielen Bösewichten im fernen Ausland, denen der Genfer Oberstaatsanwalt Bernard Bertossa (1990 bis 2002) Mores lehren wollte. Die spektakulären Coups – allen voran die 1998 von Bertossa mit initiierte Verhaftung des chilenischen Ex-Diktators Augusto Pinochet in London – bescherten Genf zwar weltweit Schlagzeilen. Doch sie endeten regelmässig in einem juristischen Scherbenhaufen.

2006 trat Yves Bertossa (SP) in Papas Fussstapfen bei der Genfer Staatsanwaltschaft. Zwei Jahre später landete Bertossa junior mit der Verhaftung von Hannibal Gaddafi seinen ersten internationalen Coup. Es war ein kolossaler Flop. Die offizielle Schweiz musste am Ende vor dem libyschen Tyrannen um Vergebung betteln. Doch die Bertossas liessen sich nicht beeindrucken. Hinter den Kulissen werkten

Vater und Sohn an einer globalen Staatsanwaltschaft mit Sitz in der Weltstadt Genf, welche unter dem Schirm der Uno Potentaten rund um den Erdball zur Strecke bringen soll.

2012 präsentierte die linke NGO Trial dem mittlerweile zum Ersten Staatsanwalt aufgerückten Yves Bertossa auf dem Silbertablett den Fall Sperisen, der all die Niederlagen der



Staatsanwalt Bertossa.

Vergangenheit vergessen lassen sollte. Die NGO hatte mit Hilfe der Cicig-Ermittler den Franzosen Philipp Biret aus Guatemala einfliegen lassen. Biret, rechtskräftig verurteilt wegen eines Doppelmordes, sass im guatemalte-kischen Gefängnis El Pavon eine Gefängnisstrafe von 35 Jahren ab. Und er wollte mit eigenen Augen gesehen haben, wie Polizeichef Erwin Sperisen 2006 bei der Gefängnisrazzia einem Häftling in den Kopf geschossen habe. Yves Bertossa liess Sperisen Ende August 2012 in einer spektakulären Kommandoaktion im Zentrum von Genf verhaften. Seither sitzt er in Untersuchungshaft.

Spätestens nach der zweiten Einvernahme musste Bertossa erkannt haben: Biret log, dass die Balken krachten. Nach seiner Version hatte Sperisen am Nachmittag der Razzia einem Gefangenen mit einer Pistole in den Kopf geschossen. Doch keiner der Toten wies Kopfwunden auf, alle Kugeln stammten aus Gewehren, zur fraglichen Zeit lagen alle sieben Häftlinge längst im Leichenschauhaus.

Staatsanwalt Bertossa bot Sperisen Anfang 2013 ein *plea bargaining* an: Wenn er sich in einem Nebenpunkt schuldig bekannte und seine Vorgesetzten belastete, würde er ihn mit einer symbolischen Strafe laufenlassen. Erwin Sperisen schlug den Kuhhandel aus. Bertossa blieb hart. Er begab sich damit in eine Einbahnstrasse, aus der es kein Zurück mehr gab. Je länger die U-Haft andauerte, desto grösser die Schmach einer Niederlage. Bald wäre ein Freispruch nicht nur für Bertossa eine persönliche Katastrophe gewesen, sondern auch für alle Richter, die sein Vorgehen deckten.

Wilde Geschichten der Kronzeugen

Bertossa hoffte, Sperisen mit einer Mischung aus Isolationshaft und der Aussicht auf Straferlass zu einem Geständnis zu bringen. Er setzte damit auf eine Taktik, auf der bereits das ganze Verfahren der Cicig in Guatemala baute: sogenannte Kronzeugen-Deals. Wer einen Vorgesetzten belastete, ging straffrei aus und wurde mit einem kanadischen Einwanderungsvisum belohnt. Die Methode funktioniert ähnlich wie Folter. Und sie hat denselben

Nachteil: Die erpressten Aussagen sind das Papier nicht wert, auf dem sie protokolliert werden, sofern es keine harten Beweise gibt. Und solche gab es im Fall El Pavón nicht.

Um ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen – ein Polizist hat in einem guatemaltekischen Knast schlechte Überlebenschancen – erzählten die Kronzeugen die wildesten Geschichten. Selten passte die eine mit der andern zusammen. Sie belasteten alle möglichen Leute, nur nicht sie selber. Ausser dem Mörder Biret – er wurde für sein Lügenmärchen mit der Entlassung aus dem Gefängnis belohnt – wollte denn auch keiner direkt die Exekution von Häftlingen beobachtet haben. Das war die morsche Grundlage, auf der Erwin Sperisen verurteilt wurde, mit dem Segen des Bundesgerichtes.

Drei Mal wurde Erwin Sperisen in Genf verurteilt. Die Urteile hätten widersprüchlicher nicht sein können. In erster Instanz wurde er für schuldig befunden, einen Häftling eigenhändig erschossen zu haben. In der Berufung wurde seine Abwesenheit am Tatort als besondere Hinterhältigkeit gedeutet. Als Chef der Polizei, so die lapidare Begründung, hatte er das Kommando. Dem Gericht entging allerdings nicht, dass Vollzugschef Giammattei das Oberkommando über die Razzia hatte, an der

Drei Mal wurde er verurteilt. Die Urteile hätten widersprüchlicher nicht sein können.

neben der Polizei die Armee, Geheimdienste, das Vollzugspersonal und paramilitärische Trupps des Innenministeriums beteiligt waren. Also verurteilten die Genfer kurzerhand auch die vier im Ausland freigesprochenen vermeintlichen Mitverschwörer.

Fehlende Erklärungen

Das war dem Bundesgericht dann doch zu viel. Im Herbst 2017 wies es unter der Federführung von Richterin Laura Jacquemoud-Rossari den Fall mit zahlreichen Rügen zur Neuurteilung nach Genf zurück. Nach den Rezepten aus Lausanne bastelte das Genfer Appellationsgericht unter der Leitung von Alessandra Cambi Favre-Bulle im Mai 2018 eine dritte Tatversion. Jetzt spielte Sperisen plötzlich nur noch eine passive Nebenrolle. Das Massaker wurde demnach von paramilitärischen Einheiten durchgeführt. Der in Österreich von diesem Vorwurf freigesprochene Polizeikommandant Javier Figueroa soll dabei allerdings mitgewirkt haben. Sperisen wird nur noch vorgeworfen, Figueroa gedeckt zu haben. Schliesslich war er sein Jugendfreund.

Wer genau die sieben Häftlinge unter welchen konkreten Umständen hingerichtet haben soll, lässt indes auch das Bundesgericht offen. Die namentlich bekannten Anführer der paramilitärischen Trupps – Victor Rivera sowie die Ge-



Ganze Familie bedroht: Giammattei.

brüder Benitez – sind nie befragt worden, sie wurden längst selber ermordet. Auch Sperisens Motiv lässt das Bundesgericht offen. Es könne nicht altruistisch gewesen sein, heisst es, ohne dass dies begründet wurde. Eine Begründung fehlt auch in Bezug auf die Strafe von fünfzehn Jahren Gefängnis. Warum nicht zehn oder zwanzig Jahre? Es gibt keine Erklärung, *rien de rien*.

Die Spuren, die von der guatemaltekischen Staatsanwaltschaft unmittelbar nach der Schiesserei gesichert wurden – zwar in lausiger Qualität, aber immerhin –, weisen auf eine vorsätzliche Tötung der Häftlinge hin. Motive sind viele denkbar. Nicht nur die Polizei, sondern auch die Gefängnisaufseher, die Justiz und die Armee – die Rolle von letzteren beiden wurde nie untersucht – sind in Guatemala tief ins organisierte Verbrechen verwickelt.

Die getöteten Häftlinge standen an der Spitze der Knasthierarchie. Die Gangsterbosse hatten vor der angekündigten Razzia gedroht, die ganze Familie von Vollzugschef Alejandro Giammattei auszulöschen. Wenn man sich in Guatemala auf etwas verlassen kann, dann sind es die Drohungen der Mafia. Sie werden umgesetzt. In Anbetracht der in Guatemala grassierenden Gesetzlosigkeit wäre es naheliegend, dass Giammattei die Gangster umbringen liess, um sich selber und seine Familie zu retten. Doch selbst wenn es so gewesen wäre – was nicht mehr als eine Spekulation ist –, stellt sich immer noch die Frage: Brauchte er dazu die Unterstützung von Erwin Sperisen?

Vielleicht war es ein strategischer Fehler der Verteidiger von Sperisen, die Tötungen an sich in Abrede zu stellen. In einem normalen Prozess, in dem grundsätzlich alles hinterfragt werden muss, wäre es ihre Pflicht gewesen.

Doch in diesem politisch befrachteten Fall boten sie damit den Gerichten eine Gelegenheit, der diffizilen und zentralen Frage auszuweichen: Was hatte Sperisen konkret mit diesen Morden zu tun? Auf politischer Ebene mochte er eine Mitverantwortung tragen. Eine Schuld im strafrechtlichen Sinne setzt aber den Vorsatz voraus, ein konkretes Verbrechen zu begehen.

Bertossa-Kollegin als Hauptreferentin

Aus einer geheizten Bürostube in Genf oder Lausanne lässt sich locker darüber spekulieren, was ein Politiker in der brutalen Realität Guatemalas hätte tun oder unterlassen müssen. Den Juristen muss indes klar gewesen sein, dass ihre akademische Akrobatik auf einer politisch kontaminierten Untersuchung baute, deren Gehalt sie nicht überprüfen konnten. Wenn eine Tatversion in sich zusammenstürzte, bastelten sie aus den Trümmern einfach eine neue. Was nicht ins Bild passte, verbannten sie Schritt um Schritt aus den Akten, es existierte damit nicht mehr.

Das Urteil haben die fünf Bundesrichter der Strafrechtlichen Abteilung – zwei Deutschschweizer, zwei Romands, eine Tessinerin – unter dem Vorsitz des Waadtländers Christian Denys zu verantworten. Als Referentin arbeitete sich Richterin Laura Jacquemoud-Rossari ins Dossier ein. Sie verfasste den Entwurf zum Urteil, das von ihren vier Kollegen für gut befunden wurde. Jacquemoud-Rossari hatte in Genf als Staatsanwältin und Richterin Karriere gemacht, nebenbei gibt sie bis heute zusammen mit ihrem ehemaligen Arbeitskollegen Bernard Bertossa die Zeitschrift *Semaine Judicataire* heraus. Solche Verbindungen sind branchenüblich, doch in diesem aufgeheizten Prozess erweckt eine Richterin aus dem engen und abgeschotteten Genfer Milieu nicht gerade Vertrauen.

Wenn einer der fünf Bundesrichter mit dem Urteil nicht einverstanden ist, muss der Fall öffentlich verhandelt werden. Eine solche Verhandlung gab es im Fall Sperisen nicht. Alle Mitrichter setzten ihren Namen unter das Verdikt ihrer Genfer Kollegin. Neben dem Präsidenten und der Referentin selber waren das Niklaus Oberholzer, Yves Rüedi und Monique Jametti. Hatte wirklich kein einziger dieser Richter Bedenken, womöglich einen Unschuldigen hinter Gitter zu schicken und damit ein Justizverbrechen mitzuverantworten? Oder brachte einfach keiner den Mut auf, Einspruch zu erheben? Es wäre genau der Vorwurf, der nun an Erwin Sperisen hängenbleibt.



In seinem kürzlich erschienenen Buch beschreibt der Autor detailliert die Hintergründe im Fall Sperisen.

Alex Baur: Der Fluch des Guten. Münster. 344 S., Fr. 25.–

Hat er das Lager gewechselt?

Der Chefpublizist des Ringier-Konzerns ist ein Blocher-Kritiker der ersten Stunde. Doch wenn es um konkrete politische Themen wie den Islam geht, hat Frank A. Meyer die SVP längst rechts überholt. *Von Peter Keller*

Noch immer sorgt er für journalistische Ordnung im Lande: mit seinem wöchentlichen Kommentar im *Sonntagsblick* und seiner Videokolumne «frank & frei». Dort sitzt Frank A. Meyer – mittlerweile 75 Jahre alt, Intimus der Verlegerfamilie Ringier – mit randloser Brille und ernstem Gesicht, hinter ihm eine Bücherwand. Beige Hose, dunkler Kittel mit Einstecktuch. Kaum einer hat den hiesigen Journalismus mehr geprägt als der Bieler Uhrmachersohn, der seit Jahrzehnten die publizistischen Leitlinien des grössten Schweizer Medienkonzerns vorgibt: für einen staatsnahen Freisinn, gegen die «totalitäre» SVP. Für die EU und das Rahmenabkommen, wider «die nationalistisch verbrämten Dummheiten der äusseren Rechten».

In besonderer Abneigung ist FAM, wie er intern genannt wird, seinem Generationengenossen Christoph Blocher verbunden, dessen Namen er jedoch meidet wie der Teufel das Weihwasser, oder eben das Weihwasser den Teufel. Lieber spricht er vom Herrliberger «Führer», vom «Milliardär», der wie ein «Feudalherr» über seine Partei verfüge. So weit alles klar.

Allerdings bröckelt das scheinbar festgefügte Feind-Freund-Schema, sobald es in die konkreten Debatten geht, wenn sich Meyer etwa über Feministinnen und ihr Verhältnis zum Islam auslässt: «Vielen linken Frauen ist keine Ausrede zu schäbig, zu erbärmlich, um den frauenverachtenden Religions-Faschismus des Islam zu verteidigen.» Einst habe die Befreiung der Frau zum historischen Auftrag der Linken gezählt. «Heute ist die Kleider-Apartheid der Frau im Islam für sie Ausdruck einer zu respektierenden Kultur.» Und wer die Scharia-Religion kritisiere wie eben Meyer, werde als «Rassist» diffamiert. Schöner könnte es der Solothurner SVP-Nationalrat und Initiator eines nationalen Burka-Verbots, Walter Wobmann, nicht formulieren.

«Affentheater» um Greta Thunberg

Die Attacke auf den französischen Philosophen Alain Finkielkraut im Februar – er wurde von demonstrierenden Gelbwesten bedrängt und als «dreckiger Zionist» und «Rassist» beschimpft – bezeichnet FAM als «Schulterschluss zwischen Islamisten und drittwelteligen Linken, die ihren Hass auf die westlich-kapitalistische Zivilisation, vor allem auf Israel und die USA, gemeinsam ausleben». Sätze, die vom *Weltwoche*-Kolumnis-



Altersradikal: Influencer Meyer.

ten Henryk M. Broder stammen könnten, der von einem «importierten Antisemitismus» aus muslimisch geprägten Staaten spricht, einem «Kollateralschaden der Willkommenskultur».

Im Juli sinniert Meyer über «links-grünmigrationsverliebte» Ideen wie die Forderung der Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) nach einem kommunalen Stimm- und Wahlrecht für Ausländer. Der Ringier-Autor schaltet auf Gegenkurs, setzt den Begriff «Heimat» gegen die «linke und liberale Völkerumarmungs-Moral». Heimat stehe für «das Eigene», zum Beispiel die eigene Stadt, aber auch die eigenen Bräuche, die eigene Geschichte, die eigene Kultur, zusammengefasst im Begriff «Leitkultur». Diesen Besitz gelte es «vor weltläufigem Zugriff» zu bewahren, schreibt Meyer. «Wer Mitbesitzer sein möchte, soll Schweizer werden.» Im jetzigen Parteiprogramm der SVP wird der meyersche Imperativ der Leitkultur fast identisch beschrieben: «Integration kann nur funktionieren, wenn die Schweiz als selbstbewusstes Land mit klaren Eckwerten auftritt. [...] Die Schweiz ist Heimat für jeden, der sich zu den schweizerischen Werten bekennt und sie lebt.»

Den Migrationspakt bezeichnet FAM als «abgehobene Hervorbringung der Uno-Diplomatenkaste». Rund um Greta Thunberg sieht Meyer eine «religiös konnotierte Bewegung» am Wirken, es drohe eine «Öko-Diktatur». Die Klima-Kinder würden von Erwachsenen auf den Knien begleitet, das sei

absurd, ein «Affentheater». Die Sprachvorschriften des Stadtzürcher Parlaments hält er für «Gender-ideologisch» und letztlich «demokratiefeindlich, rechtsstaatsfeindlich, freiheitsfeindlich». Gegenüber IS-Rückkehrern fordert Meyer eine klare Kante. Ihnen soll der Prozess gemacht werden mit Höchststrafen, den Doppelbürgern sei der Schweizer Pass zu entziehen: Diese hätten das Recht, in einem demokratischen Staat zu leben und dessen Segnungen zu geniessen, «für immer verspielt».

Bei «Teleblocher» abgekupfert

Meyer, der Islam- und Migrationskritiker. Meyer, der Mann für Law and Order. Meyer, der Warner vor einer Öko-Diktatur und vor abgehobenen Eliten: «Professoren, Publizisten und Pastoren schwatzen – die Bürger tragen die Last.» Lebt hier einer seine Altersradikalität aus? Oder hat Meyer schleichend und noch uneingestanden das politische Lager gewechselt? Ein langjähriger Vertrauter lacht. Tatsächlich überhole Meyer die SVP bei gewissen Positionen rechts. «In seiner Heimatstadt Biel würde man ihn als «islamophob» bezeichnen.» Aber durch seine Distanz, ja seinen Hass auf die «Blocher-Partei» habe er seine Unantastbarkeit wahren können. Wenigstens offiziell. Inhaltlich hat er seinen Widersacher längst zu kopieren begonnen. Auch journalistisch: Das Format seiner Videokolumne – ein Journalist stellt dem Übervater beflissen Fragen – hat er bei «Teleblocher» abgekupft.

Wunder Schweiz

Die Schweiz zählt zu den reichsten Ländern der Welt. Warum eigentlich? Der Historiker Joseph Jung erklärt es mit dem Wirken einer einzigen Generation.
Von Erik Ebnetter



«Ausgeprägte Bodenhaftung»: Gstaad.

Wer Joseph Jung über die Schweiz reden hört, könnte meinen, er spreche von Amerika. Das Land, von dem er berichtet, ist bevölkert von Pionieren, die entlegene Gebiete erschlossen und Grenzen verschoben haben. Diese *frontiers* lagen nicht im Westen wie in den USA, sondern in den Alpen, wo im späten 19. Jahrhundert, in der Belle Epoque, regelrechte Hotelpaläste entstanden. Auf einmal zog es gekrönte Häupter aus ganz Europa in die kleine Republik im Herzen des Kontinents, hoch hinauf in Kurorte wie St. Moritz. Wo bislang fast nur Bauern lebten, fanden nun auch Hausangestellte und Zuckerbäcker ihr Auskommen. Die Schweiz, eben noch ein Auswanderungsland, galt plötzlich als *Top of the World*.

Jung, ehemaliger Chefhistoriker der Credit Suisse und Titularprofessor an der Universität Freiburg, nennt es das «Swiss miracle», das Schweizer Wunder: Ein hügeliges und bergiges

Land ohne eigentliche Bodenschätze wird zum «Laboratorium des Fortschritts». Die Geschichte, die Jung unter diesem Titel in seinem neuen Buch erzählt, beginnt 1848 mit der Gründung des Bundesstaates. Die Schweiz war damals eine repräsentative Demokratie. Zwei Jahrzehnte lang konnten die Liberalen, die Sieger des kurzen Bürgerkriegs von 1847, schalten und walten, fast wie es ihnen beliebte. «Das ist die Grundlage unseres heutigen Erfolgs», sagt Jung. Er nennt es den «spirit of 48», und die Männer, die ihn verkörpern, bilden in seinen Schilderungen so etwas wie eine *Greatest Generation*. Man fühlt sich Amerika ganz nah.

«Personen sind entscheidend»

Wir sitzen in einer Hotelbar in Zürich, nicht weit entfernt von den Banken und Versicherungen, die damals, nach 1848, entstanden sind. Bekannt geworden ist Jung als jener Historiker,

der Alfred Escher, den Mitbegründer von Credit Suisse und Swiss Life, ins öffentliche Bewusstsein zurückholte. Escher war zwischenzeitlich fast nur noch Geschichtsinteressierten bekannt, obschon man ihm 1889 ein Denkmal vor dem Hauptbahnhof Zürich errichtete. Im Februar jährte sich sein Geburtstag zum zweihundertsten Mal. Dass dieses Jubiläum zu einem kleinen Medienereignis wurde – die NZZ widmete Escher eine Sonderbeilage, das Schweizer Fernsehen eine «Dok»-Sendung –, ist nur mit den Biografien und Briefeditionen zu erklären, die Jung über seinen Helden veröffentlicht hat. Er hob Escher ein zweites Mal auf den Sockel, indem er ihm eine Geschichte gab.

In seinem neuen Buch, das dieser Tage erscheint, liefert Jung auf über 600 Seiten eine Gesamtschau seiner jahrzehntelangen Forschung über den jungen Bundesstaat. Die Überschriften der vier Hauptkapitel zeigen, wo die

Schwerpunkte liegen: «Entdeckung der Berge», «Sog der Welt», «Verknüpfung der Systeme», «Waghalsige Fortschritte». Es geht, in anderen Worten, um Tourismus, Auswanderung, Verkehr und Pioniere. Jung spricht von einer «Wirtschaftsgeschichte, erzählt am Beispiel von Persönlichkeiten». Dass ein solcher Ansatz in der Wissenschaft nicht der letzte Schrei ist, scheint ihn nicht zu bekümmern: «Personen sind entscheidend», erklärt er. «Man kann nicht sagen: <1848 – voilà, die neue Schweiz.> Diese Schweiz musste erst gebaut werden.»

Der grösste Wurf

Die Personen, die Jung in den Blick nimmt, sind Unternehmer, Ingenieure, Bergführer, allesamt «wahnsinnige Cheibe» – zuvorderst, natürlich, Alfred Escher. Er brachte 1852 als Nationalrat den «Jahrhundertentscheid» (Jung) durch das Parlament: Private, nicht öffentliche Unternehmen sollten das Eisenbahnsystem der Schweiz bauen und betreiben. So entstand ein Netz, das den Bedürfnissen der Wirtschaft folgte. Wo Industrien waren, gab es bald Gleise und Bahnhöfe, selbst in eher abgelegenen Gegenden wie dem Jura. Eine Linie führte von Zürich nach Romanshorn, weil es über den Hafen dort möglich war, den Bodensee und damit den süddeutschen Raum zu erschliessen.

An der Eisenbahn hängt für Jung die ganze weitere Entwicklung. Tatsächlich ging es nach 1852 in schier unglaublichem Tempo vorwärts. Um Bahnhöfe und Brücken, Tunneln und Trassen zu bauen, brauchte man Ingenieure, Geologen und Architekten – das Parlament beschloss deshalb 1855, angetrieben von Escher und seinen Mitstreitern, die Eidgenössische Technische Hochschule zu gründen. Um all die Eisenbahnbauten zu finanzieren, benötigten die jungen Unternehmen haufenweise Kapital – Escher und seine Freunde schufen darum 1856 die Schweizerische Kreditanstalt (heute Credit Suisse). Um die hohen Risiken in diesem Gründungszeitalter zu schmälern, mussten sie kollektiviert werden – Escher und seine Verbündeten errichteten deswegen ab 1857 die Schweizer Versicherungsbranche, darunter Firmen wie die Rentenanstalt, Helvetia, Schweizer Rück und Zürich. Schon 1860, nach acht Jahren, war das Mittelland – von Gleisen überzogen, bis hin zu den Alpenportalen Chur, Luzern, Thun und Sitten.

Bald machte sich Escher an seinen grössten Wurf: den Bau des Gotthardtunnels. Wie war es möglich, dass die Schweiz, nachdem sie vor 1848 beim Eisenbahnbau den Anschluss verpasst hatte, dieses grösste Infrastrukturprojekt der Welt stemmen konnte? Jungs provokative These, dass die repräsentative Demokratie und ein ausgeprägtes Milizprinzip dafür entscheidend gewesen seien, teilen längst nicht alle Historiker. «Natürlich gibt es fast nie nur den einen Grund, weshalb sich die Geschichte so und nicht anders entwickelt», entgegnet Jung.

Aber es sei nun einmal so, dass Unternehmer wie Alfred Escher, die gleichzeitig in der Politik engagiert gewesen seien, ihre Pläne in diesem System erfolgreich hätten vorantreiben können. «Sie brauchten keine Lobbyisten, keine Ghostwriter, keine Juristen, sondern nur technische Experten. Das war der Spirit. Das gab es vor- und nachher nie mehr, diesen umfassenden Unternehmergeist. Das ist einzigartig.»

Jung verweist auf die Erfahrungen des Auslands: «Im Grossherzogtum Baden und im Königreich Württemberg verbanden die staatlichen Bahnen nur die grossen Städte, weil die Politik fand, das genüge. Die Wirtschaft konnte sich so viel weniger gut entfalten. Hätte in der Schweiz der Bund den Eisenbahnbau übernommen, wäre es ähnlich herausgekommen.» Dass die meisten Privatbahnen trotzdem in den staatlichen Bundesbahnen (SBB) aufgingen, schmälert für ihn die Bedeutung des «Jahrhundertentscheids» keineswegs: «Eisenbahnen lassen sich in der Schweiz kaum rentabel betreiben. Die SBB sind ja hoch subventioniert. Wichtig war, dass die Privaten dieses einzigartige Schienennetz schaffen konnten.»

Die Begeisterung für seinen Stoff ist Jung anzumerken. Es reicht ein Stichwort, zum Beispiel «Republik», um ihn zum Erzählen zu bringen. Dass die Schweiz politisch neutral war und nicht eingebunden in die Machtblöcke der Monarchien, war laut Jung vor allem für die Entwicklung des Tourismus bedeutsam. Die Könige und Fürsten mochten zwar das republikanisch-demokratische Experiment in ihrer Nachbarschaft mit Argwohn beäugen, kamen aber trotzdem immer zahlreicher in das Land, nachdem die Alpen durch die Bahnen erschlossen worden waren. Zudem, so Jung, sei es nur einer Republik möglich gewesen, die Talente der 48er-Generation voll zum Entfalten zu bringen. Vorrechte der Geburt, wie sie in Monarchien wichtig sind, gab es in der republikanischen Schweiz kaum noch oder viel weniger als in den Nachbarstaaten.

Sehnsuchtsort Alpen

Die Touristen, angeführt von Hochwohlgeborenen aller möglichen Länder, machten die Schweiz fortan in der Welt bekannt. Erste Fotografien und Bilder erschienen in Illustrierten und zeigten majestätische Berggipfel und mächtige Gletscher, prächtige Hotels und spektakuläre Schmalspurbahnen. Von Paris bis St. Petersburg waren die Alpen unter mondänen Städtern bald ein Sehnsuchtsort. Findige Hoteliers – unter ihnen Alexander Seiler in Zermatt und Johannes Badrutt in St. Moritz –

sorgten dafür, dass die wählerischen Gäste bekamen, was sie sich wünschten. So begeistert zeigte sich die Kundschaft, dass die Schweiz zum Land mit den meisten Touristen ganz Europas aufstieg. Zehntausende verdienten ihr Geld nun in diesem neuen Wirtschaftszweig.

Dass die 48er praktisch veranlagt waren, erklärt Jung auch mit der Landschaft ihrer Heimat: «Man sieht von jedem Punkt in der Schweiz die Berge oder Hügel, das gibt eine ausgeprägte Bodenhaftung.» Vor allem die ETH, die zu einer der besten technischen Hochschulen der Welt aufstieg, künde bis heute von Pioniergeist und Realitätsinn der Gründergeneration. «Wer ein Land aufbauen will, braucht Ingenieure. Das haben die Schweizer früh verstanden», sagt Jung.

Allerdings gab es in der Schweiz auch zuvorschongrosse Industrieunternehmen, etwa Escher Wyss in Zürich, das auf einen entfernten Verwandten Alfred Eschers zurückgeht. Einige Historiker wie Tobias Straumann relativieren deshalb Eschers Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. «Textilindustrie,

Maschinenbau, Uhrenindustrie, später Nahrungsmittelindustrie, Elektrotechnik und chemisch-pharmazeutische Industrie – diese Branchen bildeten die Grundlagen des raschen Wohlstandsgewinns der Schweiz, die am Ende des 19. Jahrhunderts das höchste Einkommen pro Kopf auf dem europäischen Kontinent aufwies», schrieb Straumann im Februar in der NZZ. «Alfred Eschers unternehmerische Leistungen trugen zu dieser Erfolgsgeschichte bei, aber machen nicht ihren Kern aus.»

Jung setzt den Akzent anders. «Entscheidend sind die ersten zwanzig Jahre des Bundesstaats», sagt er. «Danach war die Schweiz auf dem richtigen Gleis, um vorwärtszukommen.» Zu den wirtschaftlichen Fortschritten gesellten sich politische. Mit der neuen Verfassung von 1874 wurde das Gesetzesreferendum eingeführt, was die politische Mechanik des Landes grundlegend veränderte. Im Mai 1876 schrieb Alfred Escher an seinen Weggefährten Heinrich Fierz nach dem Tod eines gemeinsamen Bekannten: «Wir werden immer weniger. Desto enger müssen die übrig Bleibenden sich aneinander anschliessen!» Die 48er starben allmählich weg, und eine neue Generation von Unternehmern, Wissenschaftlern und Politikern setzte die Arbeit am «Wunder Schweiz» fort. Auch ihnen setzt Joseph Jung mit seinem neuen Buch ein spätes, würdiges Denkmal.

Joseph Jung: Das Laboratorium des Fortschritts. Die Schweiz im 19. Jahrhundert. NZZ Libro. 678 S., Fr. 60.–



Autor Jung.

«Wer ein Land aufbauen will, braucht Ingenieure. Das haben die Schweizer früh verstanden.»

Rendezvous mit Salomé Balthus

Die Berliner Edelprostituierte Salomé Balthus ist nach einer Skandalsendung mit Roger Schawinski auch in der Schweiz bekanntgeworden. Ein Gespräch über Kunst, Philosophie und Sex. Von Roman Zeller und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)

Berlin, Samstag Nacht. Salomé Balthus, eine Escortdame für intelligente Menschen, wie es auf ihrer Website Hetaera.de heisst, streckt ihre Hand entgegen. Die Finger angewinkelt, der Handrücken oben, als bitte sie um den letzten Kuss. Die 34-Jährige nähert sich, so dass ich ihr Parfüm rieche. Sekundenlang blickt sie mich an. Im Preis – tausend Euro – sei alles inbegriffen, was in den «bis zu zwei Stunden» passiere, hat zuvor die Sekretärin versichert. Und eine Verlängerung sei «nach Absprache möglich». Seit fast vier Stunden sind wir nun zusammen. Balthus, eine Highclass-Prostituierte, hat «keinen Stress» gehabt und haucht: «Darf ich dich so hier zurücklassen?»

Die Prostituierte und der Pitbull

Es ist das Ende einer Begegnung, die eigentlich schon vor Monaten hätte stattfinden sollen. Im Frühling nämlich, nachdem Klara Johanna Lakomy, wie sie richtig heisst, in der SRF-Talkshow «Schawinski» zu Gast gewesen war. Das «Kanarienvögelchen» – so nannte sich Balthus in ihrer einstigen *Welt*-Kolumne – versprach eine interessante Sendung. Die studierte Philosophin führt ein aufsehenerregendes Doppelleben: Sie schreibt tagsüber – und in der Nacht macht sie nach eigenen Angaben sich selbst und ihre Kunden glücklich. Dabei stammt sie aus einer berühmten Künstlerfamilie: Vater Reinhard Lakomy war ein namhafter Komponist, der im März 2013 an Lungenkrebs verstarb; Mutter Monika Ehrhardt, 72, ist Schriftstellerin und Balletttänzerin.

Es war aber nicht die «glückliche Prostituierte», die «euphorische» und «absolut selbstbestimmte», die für erregte Gemüter sorgte. Moderator Roger Schawinski zeigte einen Einspieler der deutschen Feminismus-Ikone Alice Schwarzer, die sich gegen Sexarbeit von Frauen wehrt. Sie behauptet, dass die meisten Frauen, die sich freiwillig prostituierten, in der Kindheit missbraucht worden seien. Schawinski fragte darauf seinen Gast: «Ist das bei Ihnen auch der Fall gewesen?»

«Missbrauch bei Schawinski», überschrieb Balthus danach eine ihrer Kolumnen und löste damit eine rege Debatte aus. Schawinski habe die Menschenwürde von Balthus verletzt, urteilte der SRG-Ombudsmann. «Der Pitbull hat ausgedient», titelte der *Tages-Anzeiger*. Das Intermezzo hatte Konsequenzen: Balthus verlor sogleich ihre Kolumne bei der *Welt*, Schawinskis Sendung werde 2020 eingestellt, ver-

meldete SRF-Direktorin Nathalie Wappler – als «Sparmassnahme» jedoch.

«Auf Schawinski!», prostet Salomé Balthus mir mit Champagner zu, nachdem sie sich in der Berliner «Paris Bar» gesetzt hat. Sie trägt ein schwarzes Kleidchen, ellbogen- und knielang, der Ausschnitt reicht fast bis zum Hals. Ihr schulterlanges Haar hat sie wie damals in der Fernsehsendung nach hinten frisiert. Es glänzt, als hätte sie eben geduscht und sich weder frottiert noch geföhnt. Das Make-up ist dezent, vielleicht etwas Puder, dazu wenig Lipgloss, aber ohne roten Lippenstift, den sie für die meisten ihrer Social-Media-Bilder aufträgt. Mit einem schwarzen Lidschatten, Smokey Eyes, hat sie ihre Augen betont, die grünlich-blau glitzern und auf ihrem Onlineprofil mit «Gletschereis» angepriesen werden.

«Wegen Schawinski kennen Sie mich ja», erklärt Balthus ihren Toast und nimmt einen Schluck von ihrem Lieblingsgetränk. Sie sei vielleicht «naiv» gewesen, als sie sich auf die Sendung eingelassen habe, fährt sie fort. Sie hätte das nie erwartet, auch nachdem sie sich einige umstrittene Sendungen angesehen habe. «In Deutschland kennt ihn niemand», betont sie. Und anfänglich, beim Dreh, sei auch alles gut verlaufen, die Leute – «auch Schawinski» – seien nett gewesen. Er habe sie gewarnt, dass er provokante Fragen stelle, erinnert sie sich. Sie aber dachte: «Wenn ich höflich bin, dann klappt das schon.»

Während des Interviews merkte sie erst gar nicht, was abging. «Meine Eltern wurden in den Dreck gezogen», ärgert sich Balthus und

Sie war gewarnt, aber sie dachte: «Wenn ich höflich bin, dann klappt das schon.»

klopft mit der flachen Hand auf den Zweiertisch. Rechts neben uns dinieren zwei Frauen, links zwei Herren. Der eine isst Blutwurst, der andere einen Blattsalat mit pochiertem Ei, dazu Speckstreifen. Der Abstand zu den Nachbarn beträgt vielleicht fünfzehn Zentimeter, sodass die Tische verschoben werden müssen, um aufstehen zu können. Balthus war am Flughafen, als sie realisierte, was Schawinski gesagt hatte: «Was hat er mich gefragt?», wiederholt sie die Frage mit sich überschlagender Stimme. «Wie soll ich denn das widerlegen, dass ich nicht vergewaltigt wurde?», fragt sie ungläubig.

Dass sie ihre Kolumne verlor, bezeichnet sie als «eleganten Abgang». «Man wollte mich sowieso nicht mehr.» Die *Welt* habe einen Rechtskurs eingeschlagen, und sie ticke halt sehr links. Viel schlimmer aber finde sie, dass sich Schawinski nie bei ihr gemeldet, geschweige denn entschuldigt habe. Einzig *Welt*-Chefredaktor Ulf Poschardt habe er angerufen, sagt sie. «Weil ich ihn falsch zitiert hätte.» Ihr wurde darauf gekündigt. Damals, im Frühling, hatte Balthus



«Ich muss an die frische Luft»: Escortdame Balthus.

«keinerlei Interesse» an einem Gespräch mit der *Weltwoche*. Heute noch immer nicht, wie sie im Voraus über ihre Sekretärin mitteilen liess. «Als Kunde sind Sie jederzeit willkommen», hiess es immerhin. Also packte ich genügend Kleingeld ein.

«Zu fett» für Sex

«Überreichen Sie der Hetäre das vereinbarte Honorar diskret in einem offenen Briefumschlag», lautet die Anweisung für den «heiklen Moment». Ich schaue nach links, dann nach rechts und reiche ihr das Couvert. Balthus lächelt und entschuldigt sich. Sie rechtfertigt ihren hohen Preis: Es gehe nicht nur um Sex, sondern auch um «Kulturbegleitung» an Veranstaltungen und in Museen. «Ich finde, dass ich genügend verdiene.» Etwas Teureres sei in Berlin nicht zu finden, sie orientiere sich

aber am Markt. «Das hier ist Upperclass. Ich weiss, dass die Männer, die mich buchen, sowieso genügend Geld haben.» Angst, ihre Leistung nicht zu erbringen, unsexy zu sein oder sich zu verkrampfen, habe sie nicht.

Balthus studiert die Menükarte. «Ach, natürlich» sei sie schon öfter hier gewesen. So empfiehlt sie als Vorspeise das Omelett mit schwarzem Trüffel, Kalbsleber – «Die soll auch ganz fantastisch sein» – oder Schnecken. Zum Hauptgang Fisch, nicht Rindfleisch. Sie fühle sich bei rotem Fleisch immer «so fett», sagt die zierliche Dame. Etwa wie beim Fastfood-Date, das sie auf Twitter beschrieb. Nach einem Hamburger habe sie sich damals «zu fett» für Sex gefühlt. Neckisch schaut sie über den Tisch und lächelt kindlich. Wir bestellen schliesslich Kalbskotelett, dazu einen schweren Rotwein, weil Balthus in dieser Jah-

reszeit ohnehin keinen Weissen trinkt. Eine Flasche kriege sie hin – «Und was trinken Sie?». Die Stimmung lockert sich.

Kurzzeitig wechselt Balthus vom Deutschen ins Französische. Mit ihren Eltern lebte sie ein paar wenige Jahre in Frankreich. Ihr Italienisch leite sie aus den Spracherfahrungen dieser Zeit ab, auch aus den Reisen nach Elba, wo die Familie Lakomy oft ihre Ferien verbrachte. Die Leute dort hätten mehrheitlich in Eisenminen gearbeitet und seien «total links» gewesen, bemerkt sie vergnügt. So auch ihr Grossvater mütterlicherseits, ein «überzeugter Antikapitalist», der mit zehn Geschwistern in der Nähe von Weimar aufwuchs. Von ihrer Grossmutter schwärmt Balthus – etwa davon, wie sie in der Nähe des Konzentrationslagers Buchenwald den ausgehungerten Zwangsarbeiterinnen geholfen habe.

«Das macht mich noch schärfer»

Aufgewachsen ist Balthus in der DDR, in Berlin, wo sie aus der «Einsamkeit eines Einzelkindes, aus der Kunstwelt der Literatur, aus dem Nirgendwo» herkomme, wie sie das mit 26 Jahren in einem Internetblog beschrieb. Ihre Mutter, zu der sie ein sehr enges Verhältnis habe, meinte einst, dass ihre Tochter schon immer «eine Provokateurin» gewesen sei. Die Vorspeise ist mittlerweile durch und die Rotweinflasche geöffnet, da erzählt Balthus von ihrer Schulzeit. «Trinken Sie Ihren Wein», ermuntert sie beiläufig.

Im Gymnasium wurde sie gemobbt, sogar mit Stühlen beworfen. Gemacht habe sie nichts. Damals trug sie eine Brille und weisse Blusen, die sie sich in die Hose steckte. «Vielleicht reichte das schon.» Dann belegte sie an der Berliner Humboldt-Universität die Fächer Philosophie und Literatur. Sie wohnte bei ihren Eltern, auf die sie finanziell angewiesen war. Trotzdem wollte sie ausziehen, weshalb sie sich Gedanken über Nebenjobs machte. Sie war damals 26-jährig. Kellnern, babysitten oder im Büro arbeiten wollte sie aber nicht. «Warum auch für ein paar Euros?», fragt sie. «Man bekommt nichts, und es macht dich fertig» – worauf sie einfach probiert habe, mit Sex Geld zu verdienen. Rückblickend sagt sie, sie hätte jederzeit aufhören können. «Es fiel mir aber überraschend leicht», erinnert sie sich und fügt charmant an: «Sie sind mir sehr sympathisch.»

Nach dem Kalbskotelett und der fast vollständig geleerten Rotweinflasche hat sich die Atmosphäre vollends entspannt. Wir sitzen uns seit zwei Stunden gegenüber und sprechen über Gott und die Welt; über ihr autofiktionales Buch, an dem sie schreibt und das «hoffentlich» im nächsten Jahr erscheint; über ihre Magisterarbeit über Friedrich Nietzsche. Balthus redet sich in einen Fluss, schnell, eloquent, geistreich. Als «intelligente Frau» beschreibt sie sich auf ihrem Profil. Jetzt spricht



sie über Nietzsches «vage» Methode, die sie habe sezieren und blossstellen wollen. Er, dieses «schüchterne Dickerchen mit dem Walrossbart», sei ihr «immer unsympathisch» gewesen, dieser «Menschenhasser».

«Wollen wir uns nicht du sagen?», frage ich der Einfachheit halber, was sie mit «Ich bin Salomé» erwidert. Doch sie fügt an, dass sie eigentlich lieber beim Sie bleiben würde. «Wenn ich dich jetzt duze, habe ich weniger Respekt, und das macht mich nur noch schärfer. Ich sag's nur. Wir müssen aufpassen.»

Salomé erzählt jetzt ungefragt von ihrer Studienzeit, dass sie viele One-Night-Stands gehabt habe, auch und gerade mit älteren Männern. «Sie schätzen eine jugendliche,



Aufseherregendes Doppelleben: bei Schawinski.

schöne Frau mehr als junge Männer in deinem Alter.» Ihr damaliger Freund sei 32 Jahre älter gewesen, habe mit ihr Kunstveranstaltungen besucht. Dass sie im Nebenjob gut essen gehen, dann in ein schönes Hotel fahren und tausend Euro verdienen könne – «das ist doch fantastisch!», sagt sie. Anziehend sei für sie «Geist» – wie gestern erst erlebt. Die Edelprostituierte erzählt vom Date. «Er war sehr fett», aber klug und habe ihr wunderbare Komplimente gemacht. «Eine fleischgewordene Anbetung» sei das gewesen, lacht sie. Das sei vielleicht narzisstisch, dass es ihr reiche, wenn sie als Kunstwerk behandelt werde. Aber als Frau sei es schön, begehrt zu werden. «Am Ende hatten wir gar keinen richtigen Sex.» Der Kunde habe sie zwei Stunden lang oral befriedigt, was schön gewesen sei.

Andere Menschen glücklich zu machen, gefalle ihr an diesem Beruf, sagt Balthus. Dabei gehe es nicht nur darum, mit einem Kunden zu schlafen. Im Zentrum stehe ein guter Abend und dass man sich wiedersehe. Sie schwenkt ihr Glas mit dem letzten Tropfen Rotwein. Der Geschlechtsverkehr gehöre meist aber einfach dazu, «wie Essen», das müsse ja auch sein und könne völlig abwechslungsreich sein. «Beim Sex», sagt sie, «gibt es das Schnelle, das Triebhafte, das Perverse – wie ich es gerne habe. Ich liebe es, dieses Zurechtkommen mit der Fantasie. Das Spiel zwischen Wirklichkeit und Surrealem, wenn ich mich kindlich gebe wie eine Neun- oder Zwölfjährige und das Objekt der Begierde bin.»

Beim Akt selber empfinde sie vor allem die Schönheit, die ihr durch die Kunden vermittelt werde. Nach drei Stunden beugt sich Salomé immer weiter über den Tisch. Und was empfinden die Männer? Eine «grosse Freiheit», meint sie, da es keine sozialen Folgen habe. Ihre Kunden brauchten erst Mut, worauf sich die Aufregung aber schnell lege. «Wenn sie ihre Hemmungen fallenlassen, vollständig, dann ist das hochspannend. Das ist dann kein Kindergeburtstag mehr.»

Sie selber wisse jeweils nicht, was passiere. Wenn der Mann die Kontrolle über seinen Körper verliere, beschreibe sie das als Gratwanderung zwischen Angst und Erregung. Das türme sich wie eine Welle «tierischer Geilheit» auf, die bei der Penetration plötzlich über sie hereinbreche. Diese Phase um den Schleifpunkt zum Orgasmus, der sofort wieder vorbei ist, sei von Mann zu Mann verschieden. «Auch die Laute, die sie machen», erzählt sie fasziniert und fragt: «Und wie stöhnst du?»

Mit Frauen habe sie weniger Erfahrung; wenn, dann mit Paaren. Berechnend oder romantisch seien beide Geschlechter. «Das ist in etwa gleich, beide wollen, dass es ein toller Abend wird.» Bei Frauen-Dates falle ihr auf, dass Kundinnen neugieriger seien. Viele frag-

Beim Akt selber empfinde sie vor allem die Schönheit, die ihr durch die Kunden vermittelt werde.

ten, warum sie sich prostituiere. Und Frauen seien vorsichtiger. Kürzlich habe sich eine entschuldigt, weil sie ihr Zimmer – «es war überhaupt nicht unordentlich» – nicht aufgeräumt hatte. «Das ist mir in neun Jahren mit einem Mann kein einziges Mal passiert.» Balthus schmunzelt und verrührt den Zucker in der Espressotasse. Dessert wolle sie keines. «Es wegzulassen, wäre aber schade.»

Jetzt ist sie weg

Das Restaurant leert sich allmählich. Es ist beinahe Mitternacht, als Salomé ihre Hand über den Tisch reicht. Ich streichle sie, da fragt sie, ob sie mich hier so zurücklassen dürfe. Sie nimmt ihre Tasche und tänzelt auf ihren schwarzen Stöckelschuhen zur Toilette. Der Kellner bringt die Rechnung. Vor der Garderobe kreuzen wir uns erneut. «Darf ich dir in den Mantel helfen?», frage ich, da ergreift sie diesen hastig. «Ich muss an die frische Luft», sagt sie und hetzt zum Ausgang. Draussen sehe ich gerade noch, wie ein Auto in die Nacht fährt. Einen Augenblick später erreicht mich eine Nachricht: «Ich habe mir ein Taxi geschnappt», schreibt Salomé. Sie möge keine Abschiede, so ihre Begründung. Sie bedankt sich für den schönen Abend und fügt an: «Man sieht sich immer zweimal.» ○



Die Bibel

Nichtiges

Von Peter Ruch

Wer seinen Acker bebaut, hat genug Brot, wer aber Nichtigem nachjagt, dem fehlt der Verstand (Sprüche 12,11). Der Spruch hält fest, dass die Menschen in der Regel für den Lebensunterhalt arbeiten müssen, egal, ob in der Landwirtschaft, an der Werkbank oder im Büro. Die Güter waren über Jahrtausende knapp, und auf Knappheit sind unsere Gene und Köpfe trainiert. Trotz der umfangreichen körperlichen Arbeiten gab es in archaischen Gesellschaften ausgedehnte Ruhe- und Mussezeiten. Nachtschicht war unmöglich, und wer stunden- oder tagelang die gleiche Handarbeit verrichtete, konnte gleichzeitig nichts anderes tun – ausser nachdenken und plaudern. Der gemächliche Lebensrhythmus war vorgegeben.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann eine Beschleunigung. Damals sanken die Getreidepreise, weil sich wegen der Klimaerwärmung die Ernten verbesserten. Die Menschen gewannen mehr Spielraum und konnten sich Erfindungen und Verbesserungen widmen. Lebensqualität und -erwartung stiegen – und damit die Bevölkerung. Dennoch blieben die Menschen auf Knappheit getrimmt und entwickelten laufend neue Bedürfnisse, um ihnen nachzujagen. Obwohl wir inzwischen im Eiltempo fahren, produzieren und kommunizieren, haben wir weniger Zeit. Die stetig zunehmende Aktivierung des Organismus und der emotionalen Erregung ist der berühmte Stress. Er lastet auf unserer Zivilisation wie eine Seuche. Die Bedürfnisse werden problemlos gedeckt, doch werden laufend neue To-do-Listen erfunden. Zu ihnen gehört die Klimarettung. Dass der westliche Mensch die Erwärmung aufhalten könne, ist eine schwachsinnige Fata Morgana. Die Verbrauchsstatistiken zeigen, dass er das auch gar nicht will.

Was eine Wirkung entfalten kann, ist, den Blick darauf zu richten, dass wir genug haben. Es geht nicht um methodische Stressbewältigung, sondern darum, mein Tun und Dasein als Zweck und nicht als Mittel für Höheres zu sehen. Da eröffnet sich eine Seinsweise in Achtsamkeit und Musse. Nur sie hält mich davon ab, laufend Nichtigem nachzujagen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

SAURER.

Powering creation.

From manpower to automation

At Saurer, we take pride in being at the start of many creations. From our personal worldwide support to our self-operating machines, we are determined to deliver added value for our clients.



«Anfänge eines kalten Krieges»

Der Handelskrieg zwischen den USA und China drohe zu einem bewaffneten Konflikt zu eskalieren, der schlimmer enden könne als der Erste Weltkrieg, warnt Henry Kissinger, 96, Doyen der amerikanischen Aussenpolitik. Noch sei Zeit, eine Katastrophe zu verhindern. *Von Niall Ferguson*

Henry Kissinger ist der prominenteste «China-Versteher» des Westens. Als nationaler Sicherheitsberater unter US-Präsident Nixon wirkte er Anfang der 1970er Jahre als Architekt der Annäherung der USA an die Volksrepublik China. Seither interveniert er als mahnende Stimme in der Debatte über China. Trotz seines hohen Alters von 96 Jahren tritt der Jahrhundertzeuge an Konferenzen auf. Das hier abgedruckte Podiumsgespräch mit Harvard-Professor Niall Ferguson fand im Rahmen des New Economy Forum am 21. November 2019 in Peking statt.

Dr. Kissinger, ich würde gern mit einer Frage zur Vergangenheit beginnen, ausgehend von einer Bemerkung, die Sie kürzlich in New York gemacht haben. Sie sagten, dass der Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und China, wenn die beiden Länder ihre Differenzen nicht beilegten, noch katastrophalere Folgen haben könnte als die beiden Weltkriege, die Europa zerstörten. Es sei nicht mehr denkbar, sagten Sie, dass eine Seite die andere beherrschen könne.

Ich möchte noch einmal zurückgehen in die Zeit, in der Sie sich mit dem Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und der Volksrepublik China beschäftigt haben. Am 9. Juli 1971 reisten Sie in Geheimsmission nach Peking, um eine neue Ära in den Beziehungen zwischen den beiden Ländern einzuleiten, aber Sie hatten schon jahrelang darüber nachgedacht. Bei meinen Recherchen zu Ihrer Biografie stellte ich fest, dass Sie bereits 1961 in Ihrem Buch «The Necessity for Choice» gesagt haben: «Die Möglichkeit eines Zerwürfnisses zwischen China und der Sowjetunion sollte nicht ausgeschlossen werden. Wenn das eintritt, sollten wir darin einen Vorteil sehen, statt die vormaligen Partner durch Unversöhnlichkeit in ein neues Bündnis zu zwingen.» Im gleichen Jahr schrieben Sie in einem Papier für Nelson Rockefeller, dessen Berater Sie viele Jahre waren: «Unsere Politik sollte es sein, herauszufinden, inwieweit das kommunistische China an besseren Beziehungen zu uns interessiert ist.» Manche Leute schreiben diese Überlegung Richard Nixon zu, aber es dürfte klar sein, dass Sie schon vor ihm diesen Gedanken hatten.

Welche Vorstellung hatten Sie seinerzeit vom Verhältnis zwischen den USA und der Volksrepublik China?

Grundsätzlich bin ich der Ansicht, dass eine stabile Weltordnung ein Gleichgewicht der Kräfte braucht. Ich wusste relativ wenig über China, aber schon ein Blick auf die Struktur der Weltordnung brachte mich damals zu der Überzeugung, dass China aufgrund seiner Grösse ein wichtiger Faktor in der internationalen Politik sein werde. Und dass es in einem System, das China einschliesst, vorteilhaft oder wünschenswert für die Vereinigten Staaten ist, Beziehungen zu China herzustellen, die enger sind als die zwischen China und Russland. Es war anfänglich eine eher strategische, fast mechanische Überlegung, die mich leitete. Mit der Zeit wurde natürlich klar, dass China ein kultureller Organismus ist, und deswegen erschien es mir erforderlich, die Kultur und das besondere Geschichtsbild der Chinesen zu verstehen.

In den folgenden Jahren, also von 1971 bis heute, haben Sie in herausragender Position an der Entwicklung dieser Beziehung mitgewirkt. Sie sind unzählige Male mit den Präsidenten beider Länder zusammengekommen. Sie haben eine ganz besondere Rolle gespielt, die weit über Ihre aktive Zeit in der Regierung hinausgeht. Heute scheint das Verhältnis in die Brüche gegangen zu sein.

Um herauszufinden, warum das so ist, habe ich mir Ihr Buch über China noch einmal vorgenommen, das vor acht Jahren erschienen ist. Sie stellen darin die Frage, ob Chinas Aufstieg zu einer neuen Bipolarität in den internationalen Beziehungen führen werde. Ich frage mich, ob wir bereits in der Anfangsphase eines neuen kalten Krieges sind, der weit über Handelsstreitigkeiten hinausgeht. Sie haben den Kalten Krieg miterlebt, von Anfang an. Sehen Sie Ähnlichkeiten zwischen der heutigen Situation und den Anfängen des Kalten Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, nur dass es diesmal China ist?

Es gibt einen grossen Unterschied. Der Kalte Krieg wurde in gewisser Weise von der Sowjetunion erklärt. Am Ende des Zweiten Weltkriegs war die Führung der USA bereit zu engen Beziehungen mit Russland, doch Stalin war überzeugt, dass die ideologischen Unterschiede so gross seien, dass er seinen Laden nicht würde zusammenhalten können. Nicht so sehr sein System, als vielmehr die osteuropäischen Länder in ihrem Verhältnis zu den USA. In den späten 1940er

Jahren, mit der Berlin-Blockade und anderen Problemen, war es die Sowjetunion, die die Krisen verursachte, die zum Kalten Krieg führten. Mit der Zeit kam eine ideologische Komponente auch von Seiten der USA hinzu, und in all den Jahren des Kalten Krieges galten die beiden Systeme als unvereinbar.

In dieser Zeit, in der wir mehrere Berlin-Krisen und die Kuba-Krise erlebten, war nie auszuschliessen, dass aus dem Kalten Krieg ein heisser Krieg würde. Und mit Blick auf das Atomwaffenarsenal musste man sich fragen, wie die Führer der beiden Seiten es rechtfertigen konnten, nicht zumindest geprüft zu haben, ob sich das Bedrohungspotenzial dieser Waffen reduzieren liesse.

Es begann mit dem Atomteststopp-Abkommen von 1963, wir führten informelle Gespräche über die Reduzierung von Atomwaffen, was im Kalten Krieg ein Durchbruch war. Aber der Kalte Krieg ging in den ehemaligen Kolonien weiter, und so waren wir in der eigentümlichen Situation, dass es einerseits Konflikte gab, wie etwa in Vietnam, die von der Sowjetunion massiv militärisch unterstützt wurden, und gleichzeitig wurden Verhandlungen über die Kontrolle von Atomwaffen geführt, die

«China und die USA sind sehr viel mächtiger als seinerzeit die Sowjetunion und Amerika.»

ja eine extrem grosse Bedrohung darstellten. Das dauerte bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion. Dieses Mass an Rivalität haben wir heute noch nicht, aber es gibt auch keine offiziellen Verhandlungen zur Entschärfung des politischen Konflikts. Dass ich diese Situation als potenziell katastrophal bezeichnet habe, hat folgenden Grund: China und die USA sind sehr viel mächtiger als seinerzeit die Sowjetunion und Amerika. Die Sowjetunion war wirtschaftlich bedeutungslos. Wir hatten keine nennenswerten wirtschaftlichen Beziehungen zur Sowjetunion. Die Sowjetunion erschien auf der internationalen Bühne nicht als mächtige Wirtschaftsnation. China ist wirtschaftlich sehr mächtig, wir auch, und das heisst, dass wir zwangsläufig überall auf der Welt einander in die Quere kommen und die Absichten des anderen nicht ignorieren können.



«Wir kommen uns zwangsläufig überall auf der Welt in die Quere»: Nobelpreisträger Kissinger.

Eine Diskussion über unsere Absichten und der Versuch, das Konfliktpotenzial einzugrenzen, scheinen mir unabdingbar zu sein. Sollte der Konflikt unkontrolliert fort dauern, könnte das Ergebnis noch schlimmer sein als damals in Europa. Der Erste Weltkrieg brach aus, weil man eine relativ geringfügige Krise nicht in den Griff bekommen hatte. Heute ist die Welt noch gefährdeter, die Waffen sind schlagkräftiger, die Kriegführung hochkomplex. In gewisser Weise wäre ein kalter Krieg nicht das Worst-Case-Szenario. Das Worst-Case-Szenario wäre, wie Sie gerade gesagt haben, ein heisser Krieg. In «On China» schreiben Sie unter Bezugnahme auf das

Crowe-Memorandum von 1907: «Oberflächlich gesehen ist China, wie das Deutsche Reich, eine aufstrebende Kontinentalmacht. Die Vereinigten Staaten sind, wie Grossbritannien, primär eine Seemacht mit starken politischen und wirtschaftlichen Bindungen zum Kontinent.» Könnte sich der Gegensatz zwischen England und Deutschland noch einmal wiederholen? Diese Frage stellt Graham Allison in seinem kürzlich erschienenen Buch «Destined for War». Worum würde es bei einem solchen heissen Krieg gehen? Sicherlich nicht um Handelspolitik. Was wäre das Äquivalent etwa von Belgien 1914, das einen Konflikt auslösen würde, wie Sie ihn befürchten?

Belgien hat ja nicht den Konflikt ausgelöst. Der Konflikt fand auf dem Balkan statt. Der Krieg begann mit einer militärischen Operation, aber der Konflikt war zwischen Österreich und Serbien auf dem Balkan. Der Krieg begann mit dem deutschen Überfall auf Belgien.

England ist aber nur wegen Belgien in den Krieg eingetreten.

England trat in den Krieg ein, der nun nicht mehr aufzuhalten war.

Gibt es heute eine vergleichbare Situation, die Ihnen Sorge bereitet, die einen Konflikt zwischen China und den USA auslösen könnte?

Die Geschichte wiederholt sich nicht exakt, es gibt kein Lehrbuch, das man zu Rate

ziehen könnte. Aber bei den verschiedenen Konflikten, die es auf der Welt gibt, und wenn es zu einer Situation kommt, in der die USA und China konträre Positionen einnehmen müssen, um maximale globale Unterstützung zu gewinnen, dann wäre das vorstellbar. Ich würde es für denkbar, ja sogar für wahrscheinlich halten, dass aus einem Konflikt ein heisser Konflikt wird. Da beide Länder so mächtig sind, dass sie verhindern können, von der anderen Seite besiegt zu werden, gibt es keine automatische Begrenzung für Eskalation.

Meines Erachtens wäre es gefährlich für die Menschheit, wenn die Führer beider Länder sich daran gewöhnten, jedes Problem auf der Welt nur durch die Brille des Konflikts zwischen China und Amerika zu sehen. Und wenn sich in den beiden Ländern die Auffassung durchsetzen würde, dass die jeweils andere Seite in eine Lage gebracht werden muss, in der sie keine Gefahr mehr darstellt, und wenn man die technologische Entwicklung hinzunimmt, nicht nur in der Waffentechnik, sondern auch in den Automatismen der mechanischen Welt, dann wären das Verhältnisse, die wir nicht zulassen sollten.

Ich finde es bemerkenswert, wie sich die Beziehungen in weniger als zwei Jahren verändert haben. Erst ging es um Handel und Zölle, jetzt geht es um Technologie, von 5G bis künstliche Intelligenz; und nun, vielleicht seit Oktober letzten Jahres, als Vizepräsident Mike Pence seinen Vortrag am Hudson Institute hielt, bewegen wir uns im Politischen. Das jüngste Beispiel ist die Reaktion des US-Kongresses auf die Ereignisse in Hongkong. Beide Kammern haben zwei Gesetze auf den Weg gebracht, die aus Pekinger Sicht zweifellos eine Provokation sind. Sollte uns das mit Sorge erfüllen, ist das die Sorte Konfliktherd, an die Sie denken?

Als erstes Territorium, das China zur Zeit des Kolonialismus abtreten musste, ist Hongkong für China ein hochemotionales Thema. Für China hat Hongkong grosse Symbolkraft. Für die Vereinigten Staaten war Hongkong nie besonders wichtig. Wenn sich jetzt dramatische Ereignisse abspielen, wird die Wahrnehmung dieser Dinge geprägt von der historischen Erfahrung der jeweiligen Seite. Die USA stehen vor Wahlen, das beeinflusst natürlich die Wahrnehmung. Ich hoffe, die Sache wird durch Verhandlungen gelöst, die an den Prinzipien der Dekolonisierung festhalten. Ich war in der letzten Woche nicht in den USA, weiss also nicht im Detail, was im Kongress verabschiedet wurde, aber ich hoffe, es wird eine Lösung gefunden, die mit den genannten Prinzipien vereinbar ist. Ich denke, das ist möglich und auch wahrscheinlich.

Man kann vermutlich sagen, dass der US-Kongress gegenüber China nicht zum ersten Mal militanter ist als das Weisse Haus. Das geht zurück bis in die Anfänge Ihrer politischen Laufbahn in Amerika. Im Kongress hat es immer eine Neigung zu militanter Rhetorik gegeben, nicht wahr?

Ja, denn der Kongress als Institution wird letztlich von innenpolitischen Überlegungen beeinflusst, er folgt nicht immer im Detail allen Nuancen, die aus historischer Sicht für das Verhältnis zu China relevant sind. Deshalb ist

«Die Geschichte wiederholt sich nicht exakt, es gibt kein Lehrbuch, das man zu Rate ziehen könnte.»

es aus meiner Sicht besonders wichtig, dass auf eine Phase relativer Spannungen die ausdrückliche Bemühung folgt, zu verstehen, was die politischen Ursachen sind, und dass beide Seiten bereit sind, diese Probleme zu überwinden. Dafür ist es nicht zu spät, denn



«Neue Situation»: Präsidenten Xi (l.), Trump.

wir befinden uns erst in den Anfängen eines kalten Krieges. Nach der Öffnung gegenüber China sind wir vierzig Jahre lang wohlwollend miteinander umgegangen. Es gab Meinungsverschiedenheiten, aber keine berührte den Kern eines militärischen Konflikts. Ich habe in Amerika immer diese Auffassung vertreten, und bis vor etwa drei Jahren war das die vorherrschende Sichtweise.

Dass sich das so schnell geändert hat, sollte uns als Warnung dienen, dass innenpolitische Faktoren die Dinge beeinflussen können. Als wir mit China anfangen, wurde die Vorstellung von China als einer militärischen Bedrohung nie ernsthaft erwogen. Wenn man sich die Geschichte anschaut, dann haben sich die Dinge im Grunde erst in den letzten zehn Jahren entwickelt, nicht zuletzt weil die moderne Technologie Kapazitäten hervorbringt, die vor einem Jahrzehnt noch undenkbar waren.

Selbst eine normale Entwicklung in China würde also das relative Machtgleichgewicht allein schon durch die Natur der modernen Ideologie verändern. Dieses Problem auf politischem Weg anzugehen, ist eine Aufgabe,

die sich früher so nicht gestellt hat. Denn in der Ära nach Nixon hatten wir zwar Probleme mit den Chinesen, es gab Meinungsverschiedenheiten, aber sie wurden nicht als Teil eines globalen Kampfs gesehen. Sie standen für sich selbst.

Die neue Situation ist teilweise ein Ergebnis von Technologie, teilweise das Ergebnis unterschiedlicher politischer Systeme, aber mit denen hatten wir ja schon früher zu tun.

Ich möchte eine letzte Frage stellen und noch einmal auf Ihre Formulierung von den Anfängen des Kalten Krieges zurückkommen. Sie haben gesagt, dass der Kalte Krieg von Stalin, von der Sowjetunion begonnen wurde. Es scheint, als würden wir implizieren, dass die grosse Veränderung der letzten drei Jahre auf das Konto der Amerikaner geht, aber ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich stimmt. Kann man den Chinesen eine gewisse Verantwortung für die Veränderungen in den Beziehungen in den letzten Jahren geben? Und wenn ja, welchen Rat würden Sie den Chinesen geben, wenn Sie die Situation deeskalieren müssten?

Ich wollte nicht implizieren, dass es die Vereinigten Staaten gewesen seien. Ich wollte darauf hinweisen, dass China durch die Entwicklung seiner Kapazitäten für einen objektiven Beobachter eine grössere Gefahr darstellt als damals, als der Ausbau dieser Kapazitäten aus Sicht der chinesischen Führer nicht dazu diente, um zu drohen, sondern um China starkzumachen. [...] Ich würde nicht sagen, dass China angefangen hat. Die Geschichte hat damit angefangen.

Beide Länder waren in einer neuen Situation gefangen, die sie interpretieren mussten. Beide agierten in einer Weise, die sich an vorangegangenen Erfahrungen orientierte und durchaus positiv besetzt war. Sie haben das noch nicht wieder aufnehmen können. Die Handelsgespräche sind eine Art Ersatz, aber alle wissen, dass Handelsgespräche, die hoffentlich erfolgreich sein werden, nur der Anfang von politischen Gesprächen sein können, zu denen es in den nächsten Jahren hoffentlich kommen wird.

Dr. Kissinger, bald wird sich der historische Tag von 1971, an dem Sie in Peking landeten, zum 50. Mal jähren. Ich hoffe, die Welt wird dieses Jubiläum feiern und würdigen. Vielen Dank!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Niall Ferguson, 55, britischer Historiker und Professor an der Harvard University ist Autor zahlreicher Bestseller, darunter ein Standardwerk über Henry Kissinger. «Kissinger. Der Idealist, 1923–1968».

Der Abdruck dieses Gesprächs erfolgt mit Genehmigung der Bloomberg Media Group, die New Economy Forum organisiert hat.

Macrons neue Weltordnung

Frankreichs Präsident Emmanuel Macron verstört Freunde und wechselt seine Feinde. Nachdem er die Nato für «hirntot» erklärt hat, will er Europa und Russland gegen China und Amerika einrennen. Und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Belebung der Debatte. Von Jürg Altwegg

«France is back», staunte die Welt nach Macrons Einzug ins Elysée. Noch im Mai 2017, dem Monat seiner Wahl, empfing Emmanuel der Erste im Schloss von Versailles auf Augenhöhe Wladimir Putin. Dem Kollegen aus den USA führte er am Nationalfeiertag eine Militärparade vor, die Trump begeisterte und mit Neid erfüllte. Wie Napoleon und Charles de Gaulle wollte der neue «Monarch» Geschichte schreiben. Im Sommer 2018 vollendeten seine klickenden Blauhemden das erste Jahr der neuen Ära mit dem Gewinn der Fussballweltmeisterschaft in Moskau.

Bürgerkriegsrhetorik

Dem Triumph folgte der Niedergang. Im Herbst gingen die Gelbwesten auf die Strasse, im Frühling brannte Notre-Dame. Am Tag, an dem Deutschland seine wiedergefundene Einheit feierte, erdolchte ein zum Islam konvertierter Informatiker in der Polizeipräfektur von Paris vier Kollegen. Der Terror, der Macron mit massenmörderischen Attentaten wie diejenigen in Paris und Nizza zu verschonen schien, war im Herzen der inneren Sicherheit angekommen. Gerade hatte die zweite Hälfte von Macrons erster Amtszeit begonnen. Jupiter wurde er nur noch ironisch genannt.

An diesem Donnerstag steht Macron ein Grosskampftag bevor. Auslöser des Streiks, der das Land lahmzulegen versprach und lange dauern könnte, ist die Rentenreform. Doch das Unbehagen geht sehr viel weiter – obwohl Macron als Konzession an die *gilets jaunes* von seinen guten Vorsätzen des Sparens und Steuerensenkens abgekommen ist und die Kaufkraft der Franzosen erhöht hat. Vergangene Woche gab es im staatlichen Radio keine Nachrichten. Die Stimmung im Lande ist revolutionär, die Rhetorik gemahnt an einen Bürgerkrieg.

In der Krise geht Macron in die Offensive. Mehr noch als die Reformen prägten brillante Reden mit historischen Visionen seine fulminanten Anfänge. An der Sorbonne und in Athen beschwor er Europa, in Aachen die deutsch-französischen Beziehungen. Jetzt spricht Macron auch Klartext: Sein Interview im *Economist* mit der Diagnose «Hirntod» für die Nato verändert die Sicht auf die Welt. Es ist, als fiele es ihren Beobachtern und den Mächtigen selbst wie Schuppen von den Augen. Macron sagt, was alle sehen, aber keiner wahrhaben will: Dreissig Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung gibt es eine neue Weltordnung.



Letzter Europäer mit Atombombe: Macron.

Für sein forsches Vorgehen erntet Macron viel Kritik, doch wie kein Zweiter lanciert er damit dringend nötige Debatten zur Rolle Europas in der Welt und den Umgang mit der Türkei und mit Russland. Frankreich hatte den Vorstoss der Türken in Syrien als Kriegserklärung und Erpressung empfunden. Erdogan droht mit neuen Flüchtlingsströmen und damit, dass er die französischen Dschihadisten nach Hause schicken werde. Für die EU, der Ankara nach wie vor

Als Methode verschreibt er seinen Diplomaten «prises de risques» – das Eingehen von Risiken.

beitreten will, kommt eine Mitgliedschaft der Türkei nicht in Frage. Auch die türkische Nato-Mitgliedschaft stellte Macron in Frage. «Wir hatten 15 000 Soldaten in den Koreakrieg geschickt und Hunderte von Toten zu beklagen», halten die Türken Macron entgegen.

«Kein Feind» mehr ist für Macron hingegen Putin. Die Annäherung erfolgt aus der Einsicht, dass sowohl Russland als auch die EU

allein nicht stark genug sind, um neben China und den USA eine gleichberechtigte Rolle zu spielen. In ihr steckt aber auch de Gaulles antiamerikanische Vision eines «Europas der Vaterländer vom Atlantik bis zum Ural». Er hatte die Nato verlassen, Frankreichs nukleare Force de frappe aufgebaut und den Ausgleich mit der Sowjetunion vorangetrieben: «détente, entente, coopération».

Anlässlich der jüngsten Konferenz mit seinen Botschaftern skizzierte Macron die Prioritäten seiner Aussenpolitik. Frankreich definiert er als «Macht der Vermittlung und des Gleichgewichts». Es folgt die Notwendigkeit einer «europäischen Souveränität». Angestrebt wird der Aufbau verstärkter Partnerschaften mit Afrika und den Mittelmeerstaaten. Als Methode verschreibt er seinen Diplomaten «prises de risques» – das Eingehen von Risiken.

Verzweifeln an der Bundeswehr

Mit seinen Tabubrüchen lebt er sie vor, die Risikobereitschaft. Noch etwas zögerlicher als das *njet* zum EU-Beitritt von Nordmazedonien und die «Hirntod»-Diagnose für die Nato stimmt Frankreich den Abgesang auf den deutsch-französischen Motor für Europa an: Alle Initiativen aus Paris sind von Berlin abgeblockt worden. «Nie war der Moment günstiger, um Deutschland anzugreifen», spottet der Publizist Eric Le Boucher und meint es keineswegs nur ironisch: «1870, 1914 und 1940 war das militärische Ungleichgewicht eindeutig.» An der mangelnden Wehrbereitschaft von Bundeswehr und Luftwaffe verzweifeln Merksels französische Freunde: «Der deutsche Soldat», stöhnt Le Boucher, «ist heute genauso vom Pazifismus durchdrungen wie die 83 Millionen Deutschen schlechthin und hat nur ein einziges Ziel: ja niemanden zu töten.»

Am Tag vor dem Gipfel zum 70. Geburtstag der Nato inszenierte sich Macron als Chef einer kriegführenden Nation: Dreizehn Soldaten hatte die Grande Nation in Mali verloren. Eindrücklich wurde der «Helden» (Macron) im Namen der Nation gedacht. Eindringlich wie Trump appellierte er an seine europäischen Partner, sich am Aufbau einer gemeinsamen Verteidigung zu beteiligen. Schon Obama wollte den Schutzschirm über Europa schliessen. Nach dem Brexit wird Frankreich als einziger EU-Staat über die Atombombe verfügen. Für ihren Präsidenten haben die Franzosen einen neuen Namen bereit: Macroleon. ○



Unabhängiger Staat oder eingeschränkte Demokratie?

Europa

Tag der Entscheidung

Am 12. Dezember findet in Grossbritannien die wichtigste Wahl seit Jahrzehnten statt. Werden die Briten ihren Brexit-Beschluss bestätigen oder packt sie die Angst? Von Robert Tombs

Als ich im Juni 2016 für einen Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union stimmte, ging ich davon aus, dass sich die Mehrheit der Briten genauso entscheiden werde. Meine Zuversicht gründete nicht nur auf der politischen Stimmung im Land, sondern auch auf den Meinungsumfragen der EU. Fast überall verlor die EU an Zustimmung, aber nur die Briten konnten sich eine bessere Zukunft ausserhalb der EU vorstellen.

Die Schweizer verstehen das gewiss, mehrheitlich denken sie ja wie wir. Man kann Europäer sein, auch ohne der EU anzugehören. Der These, dass die EU für Frieden in Europa sorgt, muss man nicht zustimmen. Die meisten Briten glauben, wie die Schweizer, dass sie ausserhalb der EU prosperieren können und dass die Kosten der Mitgliedschaft (nicht nur die finanziellen) zu hoch sind.

Normalität in der Krise

Wir sind die «uneuropäischsten» Mitglieder der EU. Der Handel mit der EU verliert an Bedeutung, an dieser Tatsache kommen wir nicht vorbei – mit oder ohne Brexit. Wir müssen unser Verhältnis zu Europa neu überdenken. Alle Parteien unterstützten das Referendum von 2016, und alle waren sich darin einig, dass diese Gelegenheit nicht so schnell wiederkehren werde. Ich erwartete zwar Schwierigkeiten, ging aber davon aus, dass das Ergebnis respektiert würde. Die schrille Reaktion eines Grossteils der Pro-Europäer hätte ich nicht erwartet. Die Schweizer, die so stark auf ihre Demokratie vertrauen, werden mein Erstaunen verstehen.

Kaum stand das Ergebnis des Referendums fest, wurde es von weiten Teilen des politischen Establishments, von den meisten Medien, den Wirtschaftsverbänden und den Universitäten als desaströses Votum provinzieller Wähler verurteilt, die Demagogen auf den Leim gegangen seien. Drei Jahre lang taten sie

alles, um den Brexit zu verhindern, verfassungsmässige und juristische Praktiken zu unterlaufen und sogar demokratische Grundsätze zu ignorieren. Es kam zu einer unblutigen Rebellion eines grossen Teils der Elite, der es offenbar egal war, welchen Schaden sie anrichtete.

Seit Jahren haben Politikwissenschaftler so etwas kommen sehen. In der demokratischen Welt hat sich eine Kluft zwischen Politikern und Bürgern aufgetan. Besonders ausgeprägt ist dies in der Europäischen Union, wo Politiker, Beamte, einige Unternehmen sowie die kulturelle und die akademische Welt Macht, Legitimation und, seien wir ehrlich, auch Geld von der EU beziehen. Sie wissen, wie das System und seine Netzwerke funktionieren. Ihr Privatleben, ihre Karriere und sogar ihre Pläne für das Pensionsalter – alles dreht sich um die EU. Ein neues, transnationales Establishment ist entstanden, das kaum Bezug hat zu weiten Teilen der Bevölkerung in den eigenen Ländern.

In den meisten EU-Ländern ist dieses transnationale Establishment stark genug, um sich über jede Opposition hinwegzusetzen. Aber in Grossbritannien hat sich ein separates Establishment zu Wort gemeldet, das seine Autorität auf ein nationales Mandat stützt. Im Unterschied zu anderen Ländern bewegt sich dieses Establishment im politischen Mainstream und besteht aus ganz unterschiedlichen Elementen: neu und alt, Tories und Labour, konservativ und links, Upperclass und Unterschicht. Sein Anführer ist der unkonventionelle Tory und *Etonian* Boris Johnson.

Wir durchleben eine wütende politische Krise. Zur Überraschung vieler Touristen ist das Land aber erstaunlich normal. Die Kontroverse wird nicht gewaltsam entschieden, sondern durch Wahlen. Am 12. Dezember entscheidet sich, welches Establishment die Regierung übernehmen wird und vor allem, ob das Vereinigte Königreich ein wahrhaft

unabhängiger Staat ist oder ein EU-Mitgliedsland, das nur im eingeschränkten Rahmen der EU demokratisch ist. Es ist in erster Linie eine psychologische Frage: Werden die britischen Wähler entschlossen genug sein, die Entscheidung von 2016 umzusetzen, oder werden sie kalte Füsse bekommen?

Die Schweizer mögen das absurd finden. Wenn die Schweiz unabhängig sein kann, warum nicht auch Britannien? Deshalb werden Sie hoffentlich meine Anmerkung verstehen: Die Umsetzung des Brexit ist nicht deswegen kompliziert, weil politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit für einen reichen und mächtigen Staat unmöglich oder auch nur schwierig ist, sondern weil das transnationale Establishment nicht will, dass wir unabhängig werden. Glauben diejenigen, die einen wirtschaftlichen Kollaps und den Verlust an globalem Einfluss vorhersagen, tatsächlich ihren Prophezeiungen, oder wollen sie nur Angst und Unsicherheit verbreiten?

Die Mythen der Remainers

Wenn sie wirklich daran glauben, dann zeigt das, wie gefährlich es ist, die eigene Geschichte nicht zu kennen. Die Remainer stützen sich auf zwei fundamentale Mythen: dass die britische Wirtschaft schon immer schwach gewesen sei und nur durch die EU-Mitgliedschaft vor dem Ruin bewahrt werde. Und dass Britannien einmal eine Supermacht gewesen, heute aber klein und bedeutungslos sei. Zum ersten Mythos: Wirtschaftlich können wir es durchaus mit anderen Industriestaaten aufnehmen, wir stehen sogar besser da als die Euro-Zone. Zum zweiten Mythos: Britannien war nie eine Supermacht, sondern immer ein Staat mittlerer Grösse, der früher allerdings viele kostspielige Kolonien hatte. Grossbritannien ist heute, was es in den letzten drei Jahrhunderten immer war – einer von einer Handvoll führender Staaten der Welt. Und zum ersten Mal in der Nachkriegsgeschichte sind wir sogar die führende Militärmacht in Europa.

Demokratie ist ein System, das Zustimmung und Solidarität hervorbringt, weil alle das gleiche Stimmrecht haben. Die Bürger wissen, dass sie gehört werden, können das Ergebnis also akzeptieren, selbst wenn sie unterliegen. Seit 2016 ist dieser Konsens brüchig geworden. Am 12. Dezember haben wir die Chance, diesen Grundsatz wiederherzustellen – mit all den Risiken und Chancen, die zur Demokratie gehören.



Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Robert Tombs ist emeritierter Historiker der Universität Cambridge und Autor des Standardwerks «The English and Their History».

Schwedisches Auslaufmodell

Schwedens Sozialdemokraten dominieren erstmals seit einem Jahrhundert nicht mehr das Land. Unter ihrer Führung kam es zu Masseneinwanderung, Islamismus und ausufernder Kriminalität. Stärkste Kraft sind neu die nationalkonservativen Schwedendemokraten. *Von Katerina Janouch*

Das schwedische Establishment ist schockiert. Die Sozialdemokraten sind zum ersten Mal seit 1914 nicht mehr die grösste Partei des Landes. Nummer eins sind neu die einwanderungskritischen Schwedendemokraten (SD), die von fast allen anderen Parteien und den Mainstream-Medien stigmatisiert werden. Gemäss jüngsten Umfragen von *Aftonbladet*/Demoskop kommen die Schwedendemokraten auf 24 Prozent, die Sozialdemokraten noch auf 22 Prozent.

«Wandert in ein anderes Land ein»

Einst etablierten die nordischen Sozis den unter dem Namen «Schwedenmodell» international gepriesenen Wohlfahrtsstaat. Davon ist heute kaum mehr ein Gerippe übrig geblieben. «Von der Vorzeignation zum Horrorland» oder «Der unfähigste Premier aller Zeiten» – solche Schlagzeilen charakterisieren den Abstieg der Sozialdemokraten unter deren Parteichef und Premierminister Stefan Löfven.

Seit 2014 verfolgen die Sozialdemokraten das Ziel, die Schwedendemokraten von politischem Einfluss fernzuhalten. Diese Haltung sowie die Unfähigkeit der Sozialdemokraten, für einen funktionierenden Staat zu sorgen, vor allem bei der Verbrechensbekämpfung, haben dazu geführt, dass heute jeder vierte Befragte die Schwedendemokraten wählen würde.

Die gegen die SD gerichtete Schmutzkampagne, die von einer zunehmenden Bevölkerungszahl als verantwortungslos und unmoralisch angesehen wird, hat zur wachsenden Popularität der Partei beigetragen. So bezeichnete der sozialdemokratische Ministerpräsident Löfven im Dezember 2014 die SD als «Neofaschisten».

Fünf Jahre später müssen die Sozialdemokraten erkennen, dass die Schwedendemokraten recht hatten: Sie ahmen nun deren restriktive Migrationsrhetorik gar nach. So hat beispielsweise der sozialdemokratische Finanzminister zu Migranten gesagt: «Wandert in ein anderes Land ein, nicht nach Schweden.» Da solchen Worten keine Taten folgen, haben die Sozialdemokraten an Glaubwürdigkeit eingebüsst. Etliche frustrierte Stammwähler sind sogar zu den Schwedendemokraten übergelaufen.

Merkwürdigerweise sind die Sozialdemokraten nicht imstande, die Entwicklung der letzten Jahre zu analysieren und die eigene

Politik als Hauptgrund für ihren Niedergang zu erkennen. Die Schweden haben genug von Propaganda, Lügen und einer unfähigen Verwaltung, die das Land heruntergewirtschaftet hat. Diverse Skandale sind ans Licht gekommen.

Der jüngste Fall ist die Angelegenheit mit dem irakischen Verteidigungsminister, der sich als schwedischer Staatsangehöriger ausgab und monatlich rund tausend Euro Sozialfürsorge kassierte (obwohl er nicht in Schweden lebt) – was dem schwedischen Aussenministerium



Verfall der Werte: Malmö.

bekannt war, aber verschwiegen wurde. Die Menschen sind die jahrelangen Behauptungen satt, die schwedische Wirtschaft profitiere von Masseneinwanderung aus Entwicklungsländern. Heute wird offen eingeräumt, dass es für schlechtausgebildete Einwanderer keine Jobs gebe, während Steuergelder Migranten zufließen, die unter falscher Identität nach Schweden kommen.

Kürzlich meldeten die Grenzpolizei und die Steuerbehörden, dass sich schätzungsweise 400 000 Personen illegal in Schweden aufhielten. Die Behörden sind ausserstande, Licht in dieses Chaos zu bringen, was zu der Frage führt, wer die Mitarbeiter sind und ob sie aus politischen Gründen möglicherweise mit Islamisten sympathisieren. Heute kann

niemand genau sagen, wer sich im Land aufhält, aber nach Angaben der schwedischen Sicherheitspolizei soll es mehrere tausend gewaltbereite islamistische Gefährder geben. Schweden ist, nach Belgien, das wichtigste europäische Rekrutierungsterrain für den IS. Im Herbst verhängte Dänemark daher Grenzkontrollen gegenüber Schweden. Dies ist nur eines der vielen Probleme, die Schweden zu schaffen machen. Die Verwaltung kommt nicht mehr nach, die Wirtschaft liegt am Boden, die Arbeitslosigkeit nimmt zu, die Justiz funktioniert nicht richtig, die Kriminalität grassiert.

Schmutzkampagnen auf Arabisch

Schweden erinnert zunehmend an eine Bananenrepublik und nicht an eine westliche Demokratie mit soliden Werten. Während des Wahlkampfs 2018 wurde publik, dass die Sozialdemokraten, um Stimmen in Problemvierteln zu gewinnen, Schmutzkampagnen auf Arabisch führten. So behaupteten sie, die Schwedendemokraten wollten alle Ausländer aus Schweden ausschaffen. Die Jugendorganisation der Partei leistete sich mehrere peinliche, nie restlos aufgeklärte Skandale um die Diskriminierung von Frauen und Homosexuellen.

Viele sozialdemokratische Wähler wenden sich aus Enttäuschung den Schwedendemokraten zu, die keinen Zweifel daran lassen, dass sie auf der Seite des Volkes stehen. Sich für die kleinen Leute zu engagieren und ihnen ein anständiges Leben zu ermöglichen, war einmal Erkennungsmerkmal sozialdemokratischer Politik. Heute hat die Sozialdemokratie ihre Seele verkauft. Wenn sie nicht mehr für die Menschen eintritt, für Gerechtigkeit und Gleichberechtigung – wie soll es dann mit der Partei weitergehen?

Vielleicht ist es der Verfall dieser Werte, der in Malmö zu den heftigen Reaktionen auf Zlatan Ibrahimovics Einstieg beim Erstligisten Hammarby IF geführt hat. Die Zlatan-Statue wurde beschädigt und mit rassistischen Parolen beschmiert. Doch die Wut auf ihn dürfte nur Symptom der Frustration einer Gesellschaft sein, mit der es ebenso bergab geht wie mit den Sozialdemokraten.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Fähnchen im Wind: Merkel erhält die Ehrendoktorwürde an der Harvard-Universität.

Politik der Greta-Weisheiten

Kanzlerin Angela Merkel, eine studierte Physikerin, vertritt einen weltfremden grünen Populismus. Es ist die Pflicht von Naturwissenschaftlern, diesen verhängnisvollen Kurs anzuprangern. *Von Axel Meyer*

Deutschland kann eigentlich froh sein, eine Kanzlerin wie Angela Merkel zu haben. Bei ihren Auftritten im Ausland macht sie eine weitaus bessere Figur, wenn auch zusehends innerlich wie äusserlich geschwächt, als viele der Staatsmänner, die sie alle überdauert hat. Merkel hat es geschafft, sich als rationale, unbestechliche und uneitle Führerin zu inszenieren, was ja zu Zeiten der Berlusconi und Trumps allzu nötig und erfrischend langweilig und deutsch scheint. Dafür kann man ihr nur dankbar sein. Und Europa kann froh sein, dass sie für den Status quo als Leitdemokratin des Westens steht. Im Zeitalter der Fake News würden wir weltweit mehr wissenschaftsaffine Technokraten als Populisten und Moralisten brauchen.

Historischer Glücksfall

Leider ist Merkel aber weitaus weniger die kalte, rationale Wissenschaftlerin als eher die impulsiv handelnde Opportunistin. Deutschland ist lethargisch geworden, und das Schlimmste: Merkel hat das Land, ja ganz Europa, durch ihre Flüchtlingspolitik gespalten. In diesem Herbst haben die Landtagswahlen in Sachsen, Brandenburg und Thüringen dies wieder gezeigt. Es geht ihr allzu offensichtlich allein um Machterhalt, nicht um Prinzipien und nicht ums Kitten von Spalten oder gar um das Voranbringen des Landes.

Als Student an der Harvard-Universität erlebte ich 1987 die Graduierungsrede Richard

von Weizsäckers. Es war eine weise Entscheidung, den Westberliner Bürgermeister und Bundespräsidenten zum Jubiläum des Marshallplans einzuladen. Vierzig Jahre zuvor war genau dort, im Harvard Yard, von George Catlett Marshall der Plan zum Wiederaufbau Europas, insbesondere Deutschlands, verkündet worden. Diese Entscheidung war epochal wichtig für Europa, die internationale Völkerverständigung und insbesondere die Freundschaft Deutschlands mit den USA. Der Marshallplan war ein historischer Glücksfall. Wenn sich Henry Morgenthau damals durchgesetzt hätte, ginge es Deutschland – zum Agrarland degradiert und bestraft – heute sicher sehr viel schlechter. Dafür sollte Deutschland den USA für immer dankbar sein.

Ich habe fast zwanzig Jahre in den USA studiert, geforscht und gelehrt und empfinde eine grosse Affinität zu dem Land – trotz der unrechtmässigen Golfkriege, die das Desaster im arabischen Raum auslösten und deren Folgekosten Europa, aber nicht die USA, jetzt mit Millionen von Flüchtlingen zu tragen hat. Diese Kriege zeigten die andere, hässliche, militaristische Seite der USA. Letztes Jahr war ich wieder dort für ein Sabbatical an der Harvard-Universität und war erschrocken über die tiefe Spaltung des Landes. Trump ist sicher mit daran schuld, aber er ist auch Symptom, nicht einfach alleinige Ursache. Angela Merkel wurde dieses Jahr wohl auch als Wohlgefühlgegenprogramm zu Trump, dem Veräch-

ter alles Akademischen, nach Harvard zur Abschlussrede eingeladen.

Rede für das Poesiealbum

Politisch wie auch wirtschaftlich gibt es sehr tiefe Risse zwischen den liberalen Küsten und dem eher konservativen und oft ärmeren Kontinent dazwischen. Heilung, gegenseitiges Zuhören und vielleicht sogar Verstehenwollen sind notwendiger geworden denn je. Aber auch Deutschland ist gerade wegen Merkels Migrationspolitik – es ist eigentlich eher ein passives Verhalten als eine geplante Politik – gespalten, vereinfacht gesagt in «Gutmenschen» und «Nazis». Und Merkel sagte in Harvard, was man von ihr hören wollte, inklusive Anspielung auf Mauern – alles politisch korrekt. Was für ein Kontrast zu Weizsäcker oder auch Marshall: Merkel machte keine Weltpolitik, sie verbreitete eher Greta-Weisheiten.

Ansprachen zu Feiern anlässlich akademischer Abschlüsse in den USA werden meist von möglichst berühmten Persönlichkeiten gehalten, die dann oft betont humorvolle, aber auch immer mit Lebensweisheiten gespickte Reden halten. Je renommierter die Universität, desto prominenter die Sprecher. Neben Merkel sprach auch Al Gore, der 2000 so knapp doch nicht Präsident wurde, einen Tag vor ihr in Harvard. Wie anders hätte die Welt bezüglich Klima und Kriegen sein können, wenn Gore und nicht «W» gewählt worden wäre. Gore sprach über die Angriffe auf Wissenschaft, Ra-

tionalität und Harvards Motto «Veritas». Gore steht seit zwei Jahrzehnten weltweit, mehr als jeder andere, für den Schutz unseres Planeten. Gore wollte die Welt retten, Merkel sprach für das Poesiealbum.

Die Dinge, für die Angela Merkel auch in Harvard gefeiert wurde, eine Ehrendoktorwürde und Standing Ovationen erhielt: Homoche, Atomausstieg, Frauenquote, Grenzöffnung für Millionen von Migranten, sind genau die Dinge, gegen die sie vorher eintrat. Die angeblich

Heilung, gegenseitiges Zuhören und Verstehenwollen sind notwendiger geworden denn je.

«vom Ende her denkende» Physikerin ist keine Prinzipienreiterin, sondern eine Machtpolitikerin, die ihr Fähnchen in den Wind hängt und ihre Meinungen schon oft geändert hat. Die Kanzlerin scheint eher die Freundin der Grünen oder der Demoskopien als der CDU-Basis zu sein, die sich fragt, wofür ihre Partei eigentlich noch steht. Vor einem Erdbeben und Tsunami in Japan war Merkel für Atomkraft, die selbstverständlich auch bezüglich der CO₂-Bilanz immer noch eine wichtige Option zur Stromerzeugung wäre, wie auch Gore sagt. Dann entschied sie sich allein, ad hoc und ohne jeglichen demokratischen Prozess für die nun gescheiterte Energiewende.

In der ihr eigenen Mischung aus Gravitas und konfuser Simplizität redete Merkel in Harvard. Die Trivialitäten, die sie vortrug, handelten von Mauern im Kopf und geschönten Jugenderinnerungen einer durch die DDR-Mauer getrennten Familie. Dabei blieb unerwähnt, dass ihr Pastorenvater aus Westdeutschland in die DDR ausgewandert war. Und hatte sich Merkel nicht bequem mit dem Honecker-Regime arrangiert? Gegen die Mauer demonstriert haben andere, und wenn sie in Harvard noch so sehr vom Mauerneinreißen sprach.

Ganze Industrien zerstört

Fast unisono überschlugen sich die deutschen Medien mit Lob für die Rede. Man hört ja auch nur selten etwas von Merkel in der Öffentlichkeit, und dann wird versucht, wie bei einem Orakel, etwas Tiefes, Sinnhaftes, Verbindliches aus den verschwurbelten Einzelsätzen zu destillieren. Jede noch so zarte Kritik an Merkel wird dabei schnell in die Nazi-Ecke gestellt. Wo sind die regierungskritischen Stimmen? Nicht in den Medien und auch nicht im Bundestag – im Unterschied zu den gespaltenen USA. Es ist eine verkehrte Welt, wenn die Medien zu fast hundert Prozent auf der Seite der Macht stehen.

Deutschland, technologisch einst das führende Land der Maschinen- und Autobauer, befindet sich offensichtlich auf absteigendem

Ast. Eine Industrie nach der anderen wird zerstört und kaputtgeredet von den Medien, den Grünen, den Sozialisten. Arbeitsplätze scheinen keine Rolle zu spielen, Strom kommt aus der Steckdose und Steuern für den weltweit fettesten Sozialstaat von den Dummen, die noch arbeiten. Wir können keinen Flughafen mehr bauen, Regierungsflugzeuge sind kaputt, die U-Bahnen sind gefährlich, verdreckt, und die Bahn ist ein schlechter Witz. Vom lächerlich schlechten Mobilnetz nicht zu reden. Unter der Regentschaft von Merkel läuft Deutschland Gefahr, wirtschaftlich, gerade auch im Vergleich zu Ostasien, abzusteigen.

Als Sozialstaat der Welt können wir nur verlieren, und wir sollten gar nicht erst probieren, Fluchtursachen abzubauen. Mit achtzig Millionen Einwohnern, die gerade mal zwei Prozent des weltweiten Anteils des menschlichen CO₂-Ausstosses verursachen, werden wir weder Afrika retten noch das Weltklima – noch sollten wir dieses überhaupt als unsere alleinige Aufgabe sehen. Es ist ein Problem des gesamten Planeten, das nur gemeinsam gelöst werden kann. Trump und Xi Jinping lachen sich ins Fäustchen, denn sie sind egoistischer und setzen sich zunächst für ihre Nation ein. Selbstlosigkeit ist spieltheoretisch hier offensichtlich leider eine Loser-Option.

Ist es noch Realpolitik oder schon Realsatire, wenn ein Fernseharzt und Quizmaster sich im Bundespresseamt als «Scientist for Future» vorstellen kann und von Körpertemperatur und Klimabelastung faselt? Es ist nur noch peinlich, in welchem Ausmass von Absurdität die Politik sich vom rationalen Kurs entfernt hat und wie die Medien das ohne Ironie und Verstand mittragen. Und dies alles unter der Ägide der Physikerin, die selbstverständlich als Vollblutpolitikerin nie zugeben würde, einen Fehler gemacht zu haben.

Wir Naturwissenschaftler tragen eine Mitschuld, wenn wir nicht klarstellen, dass beispielsweise Atomkraft notwendiger ist als je zuvor. Wir müssen auch weg vom unwissenschaftlichen und selbstzerstörerischen Grünen-Mantra und erkennen, dass GMO-Pflanzen, wenn bald acht Milliarden Menschen weltweit genug zu essen haben sollen, richtig und wichtig sind. Weltfremder grüner Populismus entspricht vielleicht einem Teil des deutschen romantischen, homöopathiegläubigen Wesens, aber wir Wissenschaftler müssen diese Irrationalitäten anprangern. Zivilcourage war aber leider noch nie eine Stärke deutscher Wissenschaftler – was auch unsere Geschichte zeigt.

Axel Meyer ist Professor für Evolutionsbiologie an der Universität Konstanz und zählt auf seinem Fachgebiet zu den führenden Forschern der Welt.



Inside Washington

Schwarze für Trump

Markanter Popularitätsanstieg unter afroamerikanischen Wählern.

Der erste schwarze Milliardär Amerikas und überzeugte Demokrat Robert Johnson setzt auf die Wiederwahl von Präsident Donald Trump. Der schwarze Unterhaltungsmedienmogul sagt dem Nachrichtensender CNBC: «Wirft man einen Blick [auf die aktuellen demokratischen Bewerber], glaube ich nicht, dass diese Gruppe das Zeug hat, um Trump zu schlagen.»

Gleich drei Meinungsumfragen deuten darauf hin, dass eine wachsende Zahl von schwarzen Wählern gleich denkt wie Johnson. Vor zwei Wochen überraschte die Umfrage des Emerson College mit dem Resultat, dass über ein Drittel der schwarzen registrierten Wähler Trumps Politik befürwortet. Das Meinungsforschungsinstitut Rasmussen Reports, das 2016 die genauesten Prognosen lieferte, kommt zum selben Resultat (34 Prozent). Trotz konzertierten Bemühungen der Demokratischen Partei, Trump als Rassisten zu brandmarken, registrieren auch Demoskopien des National Public Radio und des Public Broadcasting Service ein Drittel (33 Prozent) Trump-Unterstützer unter den Nichtweissen.

Seit 1976 haben republikanische Präsidentschaftskandidaten im Durchschnitt nur 10 Prozent der schwarzen Stimmen erhalten. John McCain und Mitt Romney holten bloss 4 beziehungsweise 6 Prozent gegen das politische Phänomen Barack Obama, Amerikas ersten schwarzen Präsidenten. 2016 gewann Trump 8 Prozent der Stimmen der Afroamerikaner, die traditionell zu den Stammwählern der Demokraten zählen.

Damals buhlte Trump um ihre Stimmen mit der Frage: «Was zum Teufel habt ihr zu verlieren?» Nun verspricht der Präsident, er werde «um jede einzelne afroamerikanische Stimme kämpfen». Trump hofft, dass seine glänzende Wirtschaftsbilanz, die Schwarzen eine historisch tiefe Arbeitslosigkeit beschert, die Wähler davon überzeugen wird: Wer Trump wählt, gewinnt. Amy Holmes



Selbständiges Leben im Weissen Haus: First Lady Melania Trump.



Ikone der Woche

Neues Licht

Von Rolf Hürzeler

Meist steht sie bei offiziellen Anlässen mit ernster Miene neben ihrem Ehemann, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die 49-jährige Melania Trump ist eine stillbewusste Frau, die eigene Akzente zu setzen versteht. Dennoch wurde sie für Trump-Kritiker zur Zielscheibe: Eine Frau, die gut aussieht und mit einem solchen Mann verheiratet ist, kann nur dumm und dämlich sein. Herabwürdigungen solcher Art provozieren zwar in der Regel aus Gründen der politischen Korrektheit einen Aufschrei des Entsetzens. Nicht aber im Fall der gebürtigen Slowenin Trump, da ist alles erlaubt.

Nun ist eine Biografie unter dem Titel «Free, Melania: The Unauthorized Biography» der CNN-Journalistin Kate Bennett erschienen. Sie zeichnet ein neues Bild, nämlich das Porträt einer eigenständigen Frau, die mehr politischen Einfluss ausübt, als gemeinhin angenommen wurde. Das ist bemerkenswert, weil die CNN-Mediengruppe zu den härtesten Kritikern des Präsidenten gehört, Sippenhaftung inklusive – zumindest bis jetzt.

Malheur der Redenschreiber

Nun hat man den Wert der aktuellen First Lady zu schätzen gelernt. Diese bespricht anscheinend die laufenden politischen Geschäfte mit dem Ehemann eingehend und regelmässig, allerdings nicht morgens im Bett wie andere Eheleute. Melania Trump führt ein selbständiges Leben und bewohnt eigene Räumlichkeiten im Weissen Haus. Dabei scheint sie sich mit den grotesken Einschränkungen des täglichen Lebens arrangiert zu haben. Wer dort lebt, darf auch als Ehefrau des Präsidenten kein Fenster selber öffnen oder den Thermostat verstellen. In jedem Fall intervenieren die Geheimdienste.

Anfänglich leistete sie sich den einen oder anderen Fauxpas, vor allem die berühmte Rede vor dem republikanischen Parteikonvent mit Passagen aus einem früheren Referat ihrer Vorgängerin Michelle Obama. Als Melania nach dem Aufschrei öffentlicher Kritik entdeckte, welchem Malheur ihrer Redenschreiber sie aufgesessen war, war sie gemäss Biografin Bennett am Boden zerstört. Der Fehler passte exakt in das Bild, das Trump-Kritiker von der Ehefrau des Präsidenten zu malen liebten. Zumal Melania Trump als Ausländerin und ehemaliges Model im politischen Washington von Beginn weg einen schweren Stand hatte.

So war es höchste Zeit, diese Frau in einem neuen Licht erscheinen zu lassen und ihre Eigenständigkeit zu würdigen.

«Rückbesinnung auf das, was Kultur eigentlich ist»

Malerei, Architektur, Küche und Lebensart: Italien hat Europa geprägt und Europa die Welt. Dafür müsse man sich trotz Schattenseiten nicht entschuldigen, sagt der Historiker Volker Reinhardt.

Von Peter Keller

Der Wohnzimmertisch ist gedeckt für Kaffee und Patisserie. Es ist die deutsche Umrahmung für ein grosses Gespräch über Italien. Volker Reinhardt, der als junger Forscher fast sieben Jahre in Rom lebte, ist Professor für Geschichte an der Universität Freiburg. Man nehme Italien von innen ganz anders wahr als von aussen, sagt er. «Alle Klischees wie heitere Lebensart und Dolce Vita stimmen nicht.» Das Land sei zerrissen, mit sich im Unreinen, gelähmt von den tiefen Gräben zwischen oben und unten, zwischen Eliten- und Volkskultur, zwischen den Regionen. Gleichwohl hat der 1954 in Schleswig-Holstein geborene Historiker seine wichtigsten Bücher Italien und dessen grossen Gestalten gewidmet. Letztes Jahr erschien «Das Auge der Welt», eine Biografie über Leonardo da Vinci, diesen Herbst eine umfassende Kulturgeschichte Italiens mit dem Titel «Die Macht der Schönheit».

Herr Reinhardt, heute kann sich jeder mit Selfies und Filmen als Schönheit produzieren und sich auf Instagram als Kunstwerk präsentieren, und Sie schreiben ein Buch über die kulturgeschichtliche

Schönheit Italiens. Warum? Und für wen?

Aus dem Buch geht das Gegenteil dieser Selfie-Welt hervor, obwohl es nicht nur von Schönheit handelt. Es geht um eine Kultur, die Werte mit Schönheit gleichsetzt. Ich glaube, darin liegt das Grundmotiv der italienischen Kultur, das Abstrakte anschaulich machen zu wollen, auch Status, Rang, Moral. Der Primat des Auges, wie ihn etwa Papst Nikolaus V. umriss: «Wir müssen die Wahrheit und den allgemeinen Gültigkeitsanspruch unserer Religion in überwältigender Weise sinnlich erfahrbar machen, sonst gehen wir unter.» Das erklärt auch, warum man in Italien mit den modernen Wendungen der Künste nach 1800 wenig anfangen kann. Etwa mit der Romantik, die auch das Hässliche entdeckt, das Unheimliche, das Dämonische. Die Romantik geht an den italienischen Künstlern weitgehend vorbei...

... aber die Romantiker nicht an Italien.



Autor Reinhardt.

Richtig. Weil sie dort etwas verorteten, was sie in der kopflastigen nördlichen Welt verloren glaubten: ein intuitives Gefühl für Natur und Gott, das man vor allem im protestantischen Kulturbereich erdrückt glaubte. **Sie beginnen mit der städtischen Kultur im 11. Jahrhundert. Was macht diese besonders?**

Ganz sicher einmal die Konzentration von wirtschaftlicher Potenz und politischer Herrschaft in der Stadt. Ausserhalb Italiens leben Adelige in ihren Burgen, auf dem Lande. Die italienischen Oberschichten sind sehr früh urbanisiert. Zwar hat die hohe Aristokratie Einkünfte aus ihrem Grundbesitz rundherum, andererseits tut sie etwas, was der französische Adel bis zur Französischen Revolution nicht durfte: Sie betreibt Handel. Dadurch

öffnen sich Standesschranken, dadurch ist der Adel nicht mehr eine isolierte Schicht mit einer gesonderten Lebensform, sondern auch erreichbar, durch Konkurrenz zu übertrumpfen.

Italien war also nicht das ökonomische Sorgenkind, als das wir es heute wahrnehmen?

Im Gegenteil! Italien erfindet die Bank, die Textilproduktion und den Grosshandel. Damit macht man das grosse Geld. Grosse Kultur ist auf grosses Geld angewie-

sen, machen wir uns da keine Illusionen. Man kann natürlich im stillen Kämmerlein, arm wie ein spitzwegescher Gelehrter, einen tollen Roman schreiben, aber ein grosses Fresko können Sie ohne grosses Geld nicht machen, Paläste sowieso nicht. Das beginnt in Italien sehr viel früher als anderswo.

Was ist sonst noch «typisch» italienisch?

Das andere ist die Präsenz der Antike in Form von Ruinen und teilweise intakten Bauten. Wenn man in Verona lebte, hatte man das Amphitheater vor Augen, von Rom ganz zu schweigen. Dann natürlich das Papsttum und die katholische Kirche als Fortsetzungsinstitution des Imperiums, die damit die Gegenwart der Antike auf ganz besondere Weise lebendig gemacht haben.

Und die Renaissance?

Ist die logische Entwicklung. Die Erinnerung an die antike Hochkultur und die Hoffnung, sie wiederzubeleben, ist ja lange vor der Renaissance lebendig. Selbst im 10. und

11. Jahrhundert fühlen sich römische Adelsfamilien durchaus als Nachfolger dieser imperialen Tradition. Das fördert sicher auch die Auffassung vom Eigenen.

Sie haben als Titel des Buches «Die Macht der Schönheit» gewählt. Die Macht schmückt sich mit Schönheit, und die Schönheit schmiegt sich gerne an die Macht. Diese Ambivalenz war sicher bewusst gewählt.

Es ist eine Kernformel des italienischen Selbstverständnisses, der Italianità. Die nicht sichtbaren Werte müssen visualisiert werden. Das ist sicher auch ein Erbe der griechisch-römischen Antike. Dann kommt die humanistische Kultur als prägendes Element hinzu. Wenn man es sehr stark vereinfacht, könnte man sagen, dass das Gute auch das Schöne sein muss. Das muss nicht äussere Schönheit sein, Lorenzo de' Medici war ein ausgesprochen hässlicher Mann. Eher eine humanistische Formel, dass das Höherwertige im Menschen in der einen oder anderen Form durch Schönheit widergespiegelt werden muss.

Aber was ist «Schönheit»?

Die berühmteste Zeichnung Leonardos ist «Der vitruvianische Mensch». Schönheit ist erst einmal Akzeptanz von Tradition und Regeln. Das radikal Innovative, das sich über das kulturelle Erbe hinwegsetzt, ist nicht schön, das hat es in der italienischen Kultur auch nicht gegeben. Damit ist auch der Bruch zwischen Luther und dem Papst erklärt. Dass die ganze Tradition der Kirchenväter unter Umständen nichts wert sein würde, wie der Reformator verkündete, war der eigentliche Schlag ins Gesicht.

Sie heben die Schönheit der Renaissance hervor. Wie unterscheidet sich diese Ästhetik von jener des Mittelalters? Und spricht diese Schönheit heute noch zu uns?

Ich glaube, das tut sie mit Vehemenz. Wenn Sie einmal nicht die Bilder der Uffizien, sondern die Besucher betrachten, die schmelzen vor Botticelli weich dahin. Eine Grosse Ausstellung von Renaissance-meistern jagt die andere. Darin liegt für uns Historiker eine Gefahr, weil man die Renaissance als Epoche, als Lebensrahmen aller Menschen dieser Zeit mit den Bildern gleichsetzt. Für die meisten Leute der Renaissance war das Leben jedoch nicht lustig, sondern eine Zeit voll von Missernten, Überschwemmungen, Kriegen, Elend. Zu uns sprechen diese Bilder, weil sie gegenüber dem Mittelalter



«Sie schmelzen weich dahin»: Botticellis «Frühling».

etwas Entscheidendes mit einbringen, nämlich eine Verschmelzung von Christentum und Antike. Sie zeigen eine Schönheit, die sich letztlich an antiken Idealen und dem Individuellen ausrichtet.

Ich wundere mich ja nicht, dass ich die Uffizien in Florenz besuche. Aber die Leute kommen aus der ganzen Welt. Ist diese italienische Schönheit eine universale?

Es ist natürlich gelungen, diese Kunstwerke der Renaissance zu normieren, sie als Höhepunkt zu erklären. Das haben schon die Schriftsteller der Renaissance selber ge-

«Das, was wir heute als Italianità verstehen, ist eine Kultur der Eliten.»

macht. Ein Giorgio Vasari stellt Michelangelo als Trinität der Künste dar, in einem religiösen Sinn als göttlich, weil er über göttliche Fähigkeiten verfüge wie kein anderer.

Glauben Sie wirklich, diese Faszination sei nur das Werk genialer Propagandisten?

Nein, Vasari kennt heutzutage niemand mehr. Aber die Renaissance hat immer eine

gute Presse gehabt. Nachwuchskünstler aus ganz Europa sind an diese heiligen Kulturstätten gepilgert und haben davon gelernt, Raffael kopiert, Michelangelo kopiert. Das gehörte zur Kunstausbildung durch die Jahrhunderte hindurch.

Ist es nicht so: Der «Pöbel» staut sich vor den Kunstwerken der Renaissance, aber den nachrückenden intellektuellen Eliten ist diese Darstellung der Schönheit suspekt geworden, etwa die männliche Lobpreisung weiblicher Schönheit. In Museen werden Bilder nackter Frauen abgehängt.

Ein interessanter Gesichtspunkt. Die klassische Schönheit ist bei den tonangebenden Intellektuellen verdächtig geworden. Auf der anderen Seite ist es sicher richtig, dass jährlich Millionen Besucher in die Sixtinsche Kapelle strömen.

Der Titel setzt Macht und Schönheit in Beziehung zueinander. Auf dem Umschlagbild sehen wir das schöne Mädchen und den lüsternen männlichen Faun.

Wir haben uns auf diesen Titel geeinigt unter der Voraussetzung, Widerhaken einzubauen. Wie beim Umschlag selber, da ist auch das Hässliche drauf. Es geht im Buch ja nicht nur um Schönheit. Auch die Volkskultur kommt zur Sprache, das Lebensgefühl der kleinen

Leute, die Kultur der Gewalt. Die Macht der Schönheit ist natürlich immer auch ein Versuch, mit Hilfe der Schönheit Macht auszuüben. Italienische Eliten schmückten sich intensiver und früher als alle anderen europäischen Eliten mit Schönheit, um ihre Privilegien, ihre Macht zu rechtfertigen.

Und fare bella figura ist bis heute ein Lebensideal.

Absolut. Man muss Kulturtechniken beherrschen. Man muss nicht schön sein, *per fare bella figura*, aber durch Verhalten und Sprache zeigen, dass man zu denen da oben gehört. Die Inszenierung von Rang, Wissen, Macht ist unverzichtbar. Das ist nicht nur in Italien so. Aber Italien hat das Muster vorgegeben zu diesem Lebensstil.

«Die Macht der Schönheit» markiert auch den Anspruch, dass es Schönheit gibt, dass man Schönheit definieren kann.

Ja, das ist vielleicht ein konservativer Titel, weil ich dem modischen Diktum misstraue, dass wir alle Künstler sind, dass es keine Hierarchien in der Kunst gibt, dass ein Popsong und eine Bach-Partitur gleichwertig sind. Damit bin ich nicht einverstanden. Insofern ist das Buch auch ein Votum der Rückbesinnung auf das, was Kultur eigentlich ist. >>>

Nämlich?

Das, was wir heute als Italianità verstehen, ist eine Kultur der Eliten. Wir müssen uns auch darüber im Klaren sein, dass der Prozess der Zivilisierung, wie er in Europa vonstattengegangen ist, ein Prozess von oben nach unten ist. Das ist kein Votum für die Eliten und keine einseitige Rechtfertigung, sondern einfach ein Faktum.

Ihr Buch ist auch, um einen etwas verstaubten Begriff zu verwenden, die Bilanz eines Gelehrtenlebens ...

Danke schön. (*lacht*)

Es ist die Bilanz eines Mannes, der sich ein Leben lang mit Kulturgeschichte und speziell mit Italien beschäftigt hat und mit diesem Buch erklärt: Hier bin ich, das ist mein Kanon. In bestimmten akademischen Milieus würde man Ihnen vorhalten, es sei der Kanon einer Hochkultur, die von weissen Männern geschaffen wurde und jetzt von einem älteren weissen Mann gepriesen wird. Ich nehme an, dass Sie sich dieses Risikos bewusst sind.

Mein Buch schliesst nicht aus, dass es andere bemerkenswerte und bedenkenswerte Hochkulturen gibt, es ist nicht kulturchau-

«Hätte er sich an die Vorgaben gehalten, wäre es eines von tausend anderen Monumenten gewesen.»

vinistisch gemeint. Aber wir Europäerinnen und Europäer sollten uns bewusst sein, wo wir herkommen. Wir sind das Produkt eines sehr langen Wegs durch die Geschichte. Ein wenig teile ich die Ängste eines Jacob Burckhardt, dass wir diese Vergangenheit, den Weg, den wir durchschritten haben, aus den Augen verlieren. Dieser Weg ist nicht einseitig zu verherrlichen, er ist auch mit sehr viel Gewalt und Unterdrückung verbunden.

Es ist keine Prachtstrasse.

In unserer Zeit wird, viel zu einseitig, das eine wahrgenommen, das andere ausgeblendet. Auf der Linken prangert man Missstände, Fehlentwicklungen, Unterdrückung an. Zu Recht, die hat es natürlich gegeben. Auf der konservativen Seite sieht man nur das Lichtvolle. Solche Urteile führen aber nicht weiter, sie erklären uns nichts. Insofern ist das Buch ein Versuch, diese Ganzheitlichkeit, durchaus mit Perspektivenwechseln, von oben und von unten, wahrzunehmen.

Europa muss sich nicht masochistisch selbst anklagen?

Wenn wir eine Summe zum Beispiel Italiens ziehen, dann ist unleugbar, dass dieser historische Weg mit starken Schattenseiten versehen ist, allerdings ist dieser Weg durch die Zivilisation am Ende ein Fortschritt. Wir haben medizinische Be-

handlungsmethoden, wir haben Komfort, Sicherheiten, eine viel höhere Lebenserwartung. Machen wir diesen Weg nicht schlecht. Es ist doch kein Zufall, dass er in der ganzen Welt kopiert worden ist.

Auch kulturell?

Dieser Weg durch die Zivilisation hat auch Muster, Vorbilder, Exempel des Schönen hervorgebracht, die stark ausstrahlen, ohne dass damit andere Stile, andere Formen abgewertet oder ausgeschlossen werden.

Wenn Sie nun Ihre möglichen Kritiker doch verführen müssten mit dieser Macht der Schönheit Italiens, wohin würden Sie diese mitnehmen?

Der magischste und in vieler Hinsicht italienischste Ort, den ich kenne, ist die Grablage der Familie Medici bei San Lorenzo, Michelangelo neuer Sakristei. Da kommen die Strömungen der italienischen Hochkultur, die Anlehnung an die Antike, die innovative Kraft der Weiterentwicklung, die Fähigkeit, etwas in Worten nicht Sagbares visuell auszudrücken, zum Höhepunkt.

Es ist ja auch nicht die reine Schönheit, die sich hier präsentiert, wenn wir an diese verrenkten, eingeschnürten Körper denken.

Allerdings. Es sind Figuren in allen Stadien des körperlichen Verfalls dargestellt. Unter einer Figur liegen Mohnkapseln, also quasi Heroin, stellvertretend für das Traumhafte, das Überwirkliche. Das Grabmal ist auch keine Machtverherrlichung. Im Gegenteil. Michelangelo verspottet die Medici. Die wollten sich verewigen lassen, aber es finden sich keine Porträts, keine Inschriften auf den Sarkophagen. Es ist ein Antigabmal.

Gerade deshalb ist daraus ein Kunstwerk für die Ewigkeit geworden.

Hätte er sich an die Vorgaben gehalten, wäre es eines von tausend anderen Monumenten gewesen. Das Medici-Grabmal ist die Einzelverkörperung von Italianità, und es geht zugleich einen Schritt darüber hinaus, weil es letztlich nicht das Dekoratum wahrt und nicht dynastische Grösse durch Schönheit präsentiert, sondern diese Werte eigentlich umkehrt. Der Künstler macht sich zum Herrn des Kunstwerks und damit auch über die Auftraggeber.



Volker Reinhardt:
Die Macht der Schönheit.
C. H. Beck. 651 S., Fr. 51.90

Jazz

Sprich, Erinnerung!

Von Peter Rüedi

Die Tonlage der Musik, die in dieser höchst intimen Zweierkiste entsteht, zeigen schon die Titel ihrer bisherigen CDs auf dem Eigenlabel Catwalk an: «Indian Summer», 2006, war der aufsehenerregende Erstling, «First Day in Spring» folgte 2011, und nun also «The Summer I Was Ten» – eine Überschrift wie von Michel Legrand. Gitarrist Tomas Sauter und Kontrabassist Daniel Schläppi sind in ihrem Duo zwei Poeten mit grosser Strahlkraft. Ihr Saiten-Wechsel, der sich vor Schönheit nicht fürchtet, aber, wie alle gute Lyrik, nichts mit verschwimmenden Konturen zu schaffen hat, vielmehr mit Kraft und Entschiedenheit – so sehr, dass ich zögere, diese Musik «innig» zu nennen. Was sie, wenn wir nur alles Gefühligke eliminierten, zweifellos ist. Dass sie beide Naturmetaphern und Anspielungen auf Jahres- und Lebenszeiten lieben und eine Aura der Erinnerung, kommt nicht von ungefähr. Ihre Musik ist selbst ein natürlicher Vorgang, sie hat Atem und Herzschlag und wirkt bei aller unzweifelhaften Könnerschaft gewachsen, nicht gemacht. Viel Wind, viel wechselndes Licht.

Apropos: Beide stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel, aber beide hüten sich, die vielen Räume, die eine Duo-Anordnung naturgemäss bietet, mit virtuosen Feuerwerken zuzuballern, mit eloquenter Selbstdarstellung. Dies ist eine Musik von grosser Behutsamkeit. So verzichtet Bassist Schläppi fast durchgehend auf jene Schnellfingerkünste, die manche Jazzbassisten in der Nachfolge des grossen Scott LaFaro oder der E-Bass-Virtuosen beschleunigt haben, den Bass gewissermassen als Gitarre strapazierend. Schläppi ist so gesehen ein «Fundamentalist» in der Nachfolge eines Ray Brown oder Charlie Haden. Und auch Sauter, technisch zu allem in der Lage, was die Geschichte seines Instruments anbietet, sucht hier vornehmlich die feinen Schattierungen, wie wir sie von der hohen Gitarrenschule eines Jim Hall kennen. Im Quadrat resultiert aus dieser sensiblen Aufmerksamkeit und gegenseitigen Rücksichtnahme eine zauberhaft offene, selbstverständliche Musik gegen den hektischen Rhythmus der Zeit. Sprich, Erinnerung!



Tomas Sauter/Daniel Schläppi:
The Summer I Was Ten.
Catwalk CW 190018-2



17. Internationales Alpensymposium 2020

Welt im rasanten Wandel

Ist die globale Digitalisierung beherrschbar? Kreativ-Papst Frederik G. Pferdt gibt Einblick in brisante Entwicklungen im Silicon Valley. Weitere Höhepunkte am 14. und 15. Januar 2020 sind die ehemalige Uno-Chefanklägerin Carla del Ponte, der ehemalige Sprecher des britischen Unterhauses John Bercow und der König der Taschendiebe Christian Lindemann.

Symposiums-Gründer Oliver Stoldt will unternehmerisch denkende Menschen im Zeitalter des Umbruchs dazu ermuntern, mutig durchzustarten. Auch dieses Mal hat er ein wahres Feuerwerk mit führenden Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur zusammengestellt.

Mit Aushängeschild Frederik G. Pferdt, Chief Innovation Evangelist bei Google, geht die zweitägige Konferenz der Frage nach, wie sich revolutionäre Ideen in die Tat umsetzen lassen. Think-Tank-Gründerin Anja Wyden Guelpa verrät, wie man kollektives Wissen nutzbringend einsetzt. Und Neurowissenschaftler Pascal Kaufmann referiert über den Stand der künstlichen Intelligenz. Die deutsche Radsportlerin und Paraplegikerin Kristina Vogel erzählt, wie man es trotz Handicap an die Spitze schafft. Politische Analysen liefern China-Experte Martina Fuchs und SRF-Nahost-Korrespondent Pascal Weber. Nicht zuletzt erzählt die Juristin Kai-Leonie Tschan, wie sie sich als Hüttenwartin

in den Alpen einen langersehten Traum erfüllt. Traditionell wird das Programm am ersten Abend mit dem Networking-Dinner abgerundet. Beim hochkarätigen Gedankenaustausch bieten sich beste Gelegenheiten für hervorragende persönliche Kontakte, Geschäfte und gesellschaftliche Präsenz.

Referenten (Auswahl):

- **Frederik G. Pferdt**
«Your Future-Ready Mindset»
- **Carla del Ponte**
«Der Krieg in Syrien geht weiter...»
- **Anja Wyden Guelpa**
«Wenn Vertrauen Berge versetzt»
- **Christian Lindemann**
«Vorhang auf für die Bühne des Lebens»
- **Kristina Vogel**
«Lieber Querschnitt als Durchschnitt»
- **Kai-Leonie Tschan**
«Von der Juristin zur Hüttenwartin»
- **Martina Fuchs**
«Powerhouse China – Die neue Seidenstrasse»

Platin-Club-Spezialangebot

17. Internationales Alpensymposium
Dienstag, 14. Januar, und Mittwoch, 15. Januar 2020
«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken

Package A für Abonnenten (exkl. MwSt.):

- Fr. 1445.– (ohne Abo: Fr. 1625.–)
- Eintritt zweitägiges Symposium
 - Welcome-Kaffee an beiden Tagen
 - Pausenkaffee und zwei Mittagessen
 - Champagner-Apéro
 - Teilnahme Networking-Dinner (14. Januar) inkl. Getränke

Package B inkl. Übernachtung (exkl. MwSt.):

- Fr. 1795.– (ohne Abo: Fr. 2145.–)
- Zusätzlich zum Package A:
- 1 Übernachtung mit Frühstücksbuffet
 - Freie Nutzung Hallenbad, Spa, Sauna und Dampfbad

Anmeldung und Infos

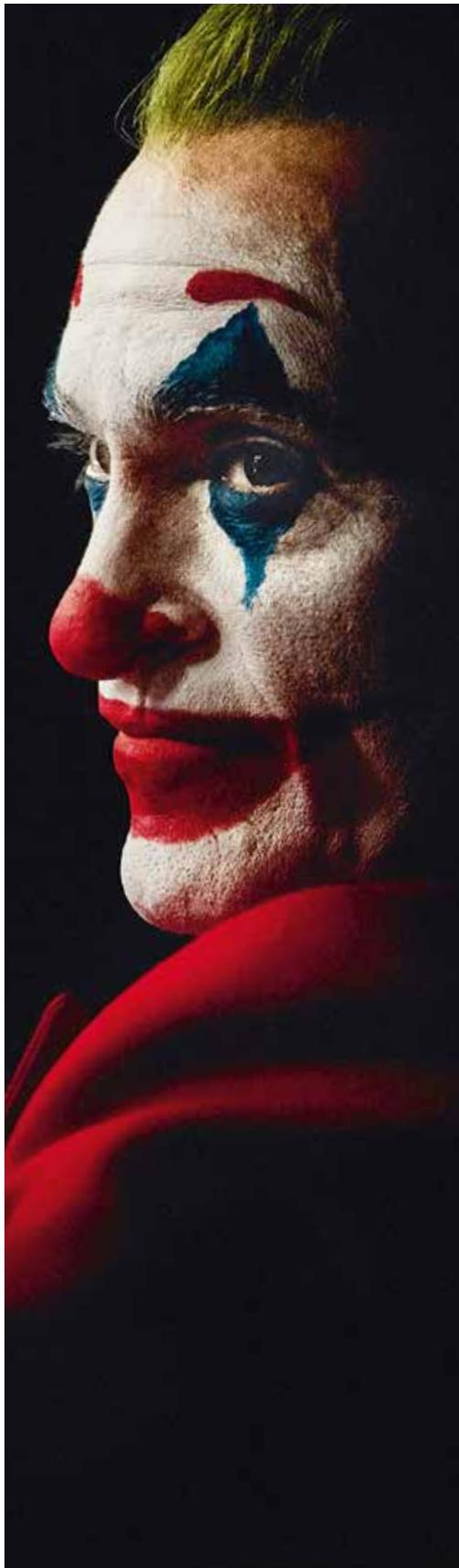
www.weltwoche.ch/platinclub oder direkt beim Veranstalter: Telefon 043 556 64 40,
E-Mail: welcome@premium-conferences.ch
Bitte geben Sie Ihre Abo-Nummer bekannt.

www.weltwoche.ch/platin-club

Faszination des Bösen

Die grossen Fortschritte, die zu politischer Sicherheit und wirtschaftlichem Wohlstand führten, haben die Welt langweilig gemacht. Seither sehnt sich der Mensch nach Furcht und Schrecken.

Von Norbert Bolz



Mittel der Selbstbehauptung: Filmfigur Joker.

Ein radikaler Verlierer explodiert – so könnte man die Handlung von Todd Phillips' Film «Joker» kurz zusammenfassen. Er ist einer der erfolgreichsten des Jahres 2019. Die Aggressivität der Welt erfährt der Joker in fast jeder Szene, bis er selbst den Schrecken der reinen Gewalt für sich zu nutzen lernt, nämlich als Mittel der Selbstbehauptung. Nun könnte man glauben, dass es dem Regisseur um Gesellschaftskritik zu tun ist, die durch das Psychogramm eines armen Teufels als Held motiviert ist. Doch das ist nur eine interessante Fassade vor der Faszination des Bösen. Der Film zeigt die autonome Macht der Zerstörung. Jeder Versuch einer psychologischen oder soziologischen Erklärung muss daran zerschellen. Das New York der achtziger Jahre ist wie immer die ideale Kulisse für derartige Szenen. Doch der Zuschauer gewinnt bald den Eindruck: Dasselbe könnte auch in der Gegenwart von Berlin oder Zürich geschehen.

Früher haben sich die Theologen auf die Faszination des Bösen verstanden. Heute müssen wir uns an die moderne Übersetzung des Erbsünde-Dogmas vom natürlich bösen Menschen halten, die Freud angeboten hat: Sexualität und Aggressivität. Mit der Urmacht der Sexualität hat sich unsere Gesellschaft, allen Revivals des Puritanismus zum Trotz, gut arrangiert. Aber das Böse der menschlichen Aggressivität ist nach wie vor ein Skandalthema. Die uralte Frage, ob der Mensch von Natur aus gut oder böse sei, beantwortet Freud nämlich durchaus im Sinne des christlichen Dogmas von der Erbsünde beziehungsweise im Sinne von Thomas Hobbes: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Dass sich im Christentum alles auf das Gebot der Nächstenliebe konzentriert, war für Freud geradezu ein Beweis dafür, dass nichts der Natur des Menschen fremder ist, als den Nächsten so zu lieben wie sich selbst. Stattdessen sei der Nächste für den natürlichen Menschen ein Sexualobjekt, eine Arbeitskraft, die man ausbeuten könne, und vor allem auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen, sei es durch Qualen, sei es durch Demütigungen.

Angesichts des enormen Publikumserfolgs von Filmen wie «Joker» muss man sich fragen: Warum gefällt uns das? Es gibt ja kaum eine Szene in diesen Filmen, die – rein «inhaltlich»

betrachtet – nicht deprimierend wäre. Es gibt aber auch eine Ästhetik des Schreckens, die auf der Faszinationskraft des Bösen beruht. Wir geniessen die Schönheit der Untaten und die Lust am Untergang.

Die Untat ist nur im Traum erlaubt

«Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet» – das etwa der deutsche Titel eines Buches von Thomas De Quincey, dessen englisches Original schon vor fast zweihundert Jahren erschien. Der Titel signalisiert, worum es hier geht: ästhetische Distanz zum Schrecken. Platon meinte ja, dass sich normale Menschen von Mördern nur dadurch unterscheiden, dass sie den Mord lediglich träumen. Das Böse zeigt sich, wenn die Verdrängungen abgeworfen werden, und das ist im Traum der Fall. Der Schlaf lockert die Zensur, die die bösen Wün-

sche im Unbewussten hält. Und so ist die Untat im Traum erlaubt. Er zapft das Reservoir des Bösen an: das verdrängte Unbewusste. Das leistet heute auch das Kino, das ja zu Recht von vielen als moderne platonische Höhle verstanden wird. Die Filme sind unsre kollektiven Träume.

Schon die Antike hatte eine schlüssige Antwort auf unsere Frage, warum das Böse fasziniert. Damals war das Böse natürlich noch nicht das christlich Sündhafte, Teuflische, sondern ganz allge-

mein das Übel, das Unglück. Lukrez erzählt von Menschen, die am Meeresufer stehen und dem Elend von Schiffbrüchigen zusehen. Man könnte heute auch an die Gaffer auf den Autobahnen denken, die langsamer fahren, um den Verkehrsunfall zu betrachten. Es ist nun aber entscheidend wichtig, zu erkennen, dass die Faszination des Unglücks der anderen, die Schaulust bei Katastrophen, nichts mit Schadenfreude zu tun hat. Es geht vielmehr um den Genuss der Distanz, also um das eigene Unbetroffensein.

Erst Friedrich Nietzsche hat dann den zweiten Schlüssel zum Verständnis der Faszination des Bösen gefunden. In seiner «Fröhlichen Wissenschaft» heisst es: «Not ist nötig! Daher das Geschrei der Politiker, daher die vielen falschen, erdichteten, übertriebenen «Notstände» aller möglichen Klassen und die blinde Bereitwilligkeit, an sie zu glauben. Diese junge Welt verlangt, von aussen her solle – nicht etwa das Glück – sondern das Unglück kommen oder



Satanisches Programm: Dichter Baudelaire.

sichtbar werden; und ihre Phantasie ist schon voraus geschäftig, ein Ungeheuer daraus zu formen, damit sie nachher mit einem Ungeheuer kämpfen könne.» Das gilt auch für Künstler.

Man könnte sagen, dass die Kunst genau in dem Augenblick modern wird, da sie den Mut hat, das Böse in Dienst zu nehmen. Man kann das datieren. 1857 erscheinen Charles Baudelaires «Blumen des Bösen». Der unerhörte, skandalöse Ton dieser Gedichte verdankt sich einem streng satanistischen Programm: der Bewusstheit im Bösen. Der Dichter inszeniert sich als der Held, der die Kraft hat, sich an den Reizen des Horrors zu berauschen; planmässig sucht er nach dem perfekten Monster. Baudelaire eröffnet «Die Blumen des Bösen» mit einer Ansprache an den Leser, der, wie der Dichter selbst, einer Langeweile verfallen ist, die vom Blutgerüst träumt. Sein monströses Begehren nach dem Grauenhaften führt ihn Schritt für Schritt, Gedicht für Gedicht, in die Höllentiefe eines ästhetischen Satanismus.

Der Tierquäler wird zum Tierschützer, der kleine Sadist wird zum Menschenfreund.

Die Kitzel der Liebe und die Wollust des Verbrechens werden bis auf die Höhe einer Gegenreligion getrieben. Bis heute lebt Baudelaires satanischer Rebell als Rockstar weiter, der sich als böser Junge oder böses Mädchen präsentiert.

Nietzsche hat dann Baudelaires ästhetischen Satanismus auf die Höhe des Begriffs gebracht. Auch er ist ein Abenteurer des Bösen. Seine schockierende und erst von Freud wieder aufgegriffene These lautet: Das Böse ist ein Atavismus des ehemals Guten, und das Gute ist ein in Dienst genommenes Böses von ehemals. Der Tierquäler wird zum Tierschützer,

der kleine Sadist wird zum Menschenfreund. Wenn also eine Kultur etwas als böse bezeichnet, so bringt sie damit ein Furchtverhältnis zum Ausdruck. Sie markiert damit den Bereich des Verbotenen und Feindlichen. Deshalb lautet Nietzsches entscheidende Frage an eine Kultur: Nimmt sie das Böse souverän in Dienst oder verdrängt sie es?

Ausnahmestand des Rauschs

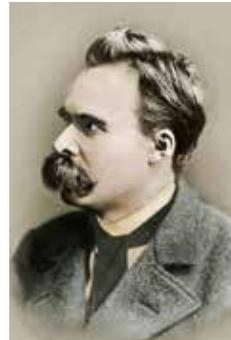
Nietzsche weiss selbst, dass man schon böse genug sein muss, um seine neuen Wahrheiten über das Böse und die Wahrheit zu ertragen. Zum Beispiel, dass etwas wahr sein kann, obwohl es schädlich und gefährlich ist; dass die Bösen für die Erkenntnis der Welt besser disponiert sein könnten als die Guten; und dass alles, was die Guten «böse» nennen, zusammenkommen muss, um eine Wahrheit zu gebären. Für Nietzsche sind alle Blumen – und gerade auch die Blume Menschlichkeit – Blumen des Bösen, denn sie wachsen auf einem von wilder Zerstörung bereiteten Grund.

Aus dieser Umwertung des Bösen resultiert dann ein neuer Begriff des Neuen: das Jenseits der Sitten, das Willkürliche, Unvorhersehbare, der Zufall und das Plötzliche. Die Weltübel werden zu Stimulanzien des Lebens umgedeutet. So ist es nur konsequent, wenn Nietzsche uns in seinem Werk «Morgenröte» dazu auffordert, «den bösen Menschen als eine wilde Landschaft zu geniessen, die ihre eigenen kühnen Linien und Lichtwirkungen hat». Und genau das tun wir ja, wenn wir uns Filme wie «Joker» oder «Seven» anschauen.

Wir sagten gerade: Baudelaire war der gelangweilte Dichter, der sich an den gelangweilten Leser wendet. Was dem Gelangweilten

fehlt, ist die Dramatik, die das Leben lebendig erhält. Der Mensch, der sich langweilt, ist auf der Suche nach dem Lebensreiz. Mich stört, dass mich nichts stört. Die grossen Fortschritte der Rationalisierung, die uns politische Sicherheit, technischen Fortschritt und wirtschaftlichen Wohlstand gebracht haben, haben die Welt langweilig gemacht. Seither

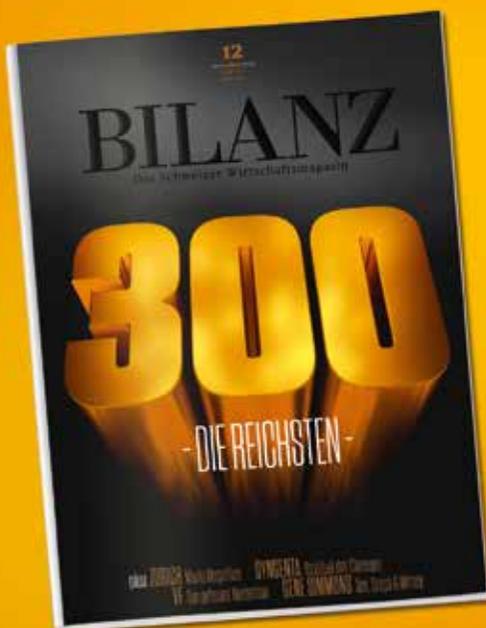
sehnt sich die alltägliche Existenz nach dem Ausnahmestand des Rauschs. Das bequeme Leben schreit nach der Erregung der Lust. Deshalb sind Massenmedien für das Bewusstsein ein Segen. Sie versorgen uns nämlich regelmässig mit Irritationen. Das gilt aber auch für Sex, Drogen und Rock 'n' Roll. Selbst der politische Protest kann, wie wir heute wieder sehen, ein Heilmittel gegen die Langeweile sein. Ob wir uns nach Neuigkeiten oder Überraschungen sehnen – es geht immer



«Not ist nötig!»: Denker Nietzsche.

um die Stimulation des Bewusstseins.

Wie jeder Horrorfilm beweist, kann man Schocks konsumieren. Die Sensation ist der Schock als Ware. Schreck, lass nach! Wenn wir den Nervenkitzel suchen, tritt der Schock in den Dienst des Lustprinzips und erzeugt eine erregende, lustvoll genossene Spannung. Anthropologen können das gut erklären. Hinter dem spielerischen Konsum von Schocks steht der Wunsch nach radikal neuen Erlebnissen, in denen sich die ältesten Erlebnisse des Jägers wiederholen, nämlich Aufregung, Abenteuer und Sensation. Deshalb gibt es eine Wollust der Panik, eine Freude am Tumult, ein Vergnügen an der Furcht. Psychologen nennen das «Angstlust». Sie wird durch das geweckt, was der bequeme, langweilige Zivilisationsalltag aus sich ausschliesst: das faszinierende Böse.



JETZT AM KIOSK!



Ruckzuck-Film: «The Informer».

Kino

Voll auf der schiefen Bahn

«The Informer», ein Action-Reisser der alten Schule – vom gängigen Bombast-Kino fast verdrängt –, erzählt schnörkellos drauflos.

Von Wolfram Knorr

Ein Albtraum: Fürs FBI ist er undercover bei einem polnischen Clan, der mit seiner Hilfe auffliegen soll; der Coup wird aber zum Desaster und bringt ihn, den Knacki Pete Koslow (Joel Kinnaman), dem das FBI Strafmilderung versprochen, schnurstracks wieder hinter Gitter. Und als Pete von seiner Führungsagentin Wilcox (Rosamund Pike) auch noch fallengelassen wird, weil ihr Chef (Clive Owen) andere Interessen verfolgt, wird er zum Berserker.

«The Informer» nach dem schwedischen Krimi «Drei Sekunden» von Anders Roslund und Börge Hellström, von Andrea Di Stefano («Escobar – Paradise Lost») inszeniert und von Matt Cook geschrieben und ohne jedes PR-Getue in die Kinos gebracht, ist rasant und schnörkellos und kommt ohne Monumental-Action aus, heute unerlässliches Aufputzmittel im Popcorn-Vergnügungsgehege. «The Informer» gehört zur Kategorie der Low-Budget-Filme, mehr noch: zu jenen, die man «Billigfilm» nannte; ein B-Picture, wie sie einst für Kino-Doppelprogramme gemacht wurden, das Bahnhofkino-Junkfood.

Quentin Tarantino, Kenner der Szene, war der Erste, der den B-Film vom Flohmarkt holte, ihn aber zugleich zum Pop-Ereignis salbte («Pulp Fiction»). Vielleicht, weil sich «Pulp» auf «Pop» reimt. «The Informer» hat niemand auf Pop gebürstet und als das belassen, was er eben ist: ein Ruckzuck-Film, in keiner Szene

gedopt. Er will nur präzise wie ein Uhrwerk ablaufen, mit einer klaren Identifikationsofferte: der arme Gebeutelte, von dem man nicht viel erfährt und der gleichwohl emotionalisiert, weil er zur Familie will, aber durchs Purgatorium – in den Knast – muss. Ein klassisches B-Film-Narrativ.

Die Welt ist schon undurchschaubar und komplex genug, weshalb die Lust am Vereinfachen gross ist. B-Filme (wie auch Comics) reduzieren ihr Material so lange, bis die Grundkonflikte wieder sichtbar werden. In «The Informer» ist es die schiefe Bahn, auf die man schnell geraten kann und auf der man dann unaufhaltsam in den Abgrund rutscht. Gibt es Hilfe, beschleunigt sie nur den Weg auf der Rutsche. So ist «The Informer» Knast-, Cop- und Gangsterfilm in einem. Vom *bad cop* über den dämonischen Clan-Chef und korrupte Aufseher bis zum schwertätowierten, muskelbepackten Knacki werden alle «Instanzen» durchdekliniert – eine radikale Kompression. Urbild aller Knastfilme (wenn auch keine Low-Budget-Produktion) war «The Big House» (1930) von George Hill, der alle Bausätze versammelt, die bald zum festen Bestandteil der B-Pictures gehören sollten. Was «The Informer» sympathisch macht, sind die völlige Uneitelkeit der Regie und Joel Kinnaman als Pete Koslow. Wie häufig in Knastfilmen, etwa in «Riot in Cell Block 11» (1954), wird der rohe Realismus «do-

kumentarisch» veredelt: Man will «Echtheit» in purer Fiktion. ★★★★★

Weitere Premieren

Le jeune Ahmed — Ahmed (Idir Ben Addi) ist gerade mal dreizehn und will einen Mord begehen. Unter dem Einfluss eines Imam, der ihn zur fleissigen Lektüre des Koran und zur radikalen Auslegung der Suren auffordert, wird der Junge zum religiösen Fundamentalisten. Als sein Mentor ihn gegen seine Nachhilflehrerin aufhetzt, die mit Hilfe von Liedern und umgangssprachlichem Arabisch unterrichtet, hält Ahmed die Lehrerin für so böse, dass er sie mit einem Messer zu erstechen versucht. Ahmed flieht zu seinem Mentor, der ihn schnöde fallenlässt, wird verhaftet und ins Jugendgefängnis gesteckt. Dort ist das Personal gewillt, den Dialog zu suchen, doch der 13-Jährige bleibt stur in seiner Selbstgerechtigkeit. Auch die Bemühungen eines Mädchens (Victoria Bluck) auf einem Bauernhof helfen nicht. Mit radikalem Minimalismus schildern die belgischen Brüder Jean-Pierre und Luc Dardenne («La fille inconnue») das Phänomen der Radikalisierung, greifen nie ein. Die Kamera bleibt nahe bei Ahmed, als wollte sie das Geheimnis des Jungen sezieren. Dass alle Rezepte versagen, ist das Beunruhigende an dem gnadenlos distanzierten Porträt. ★★★★★

The Two Popes — Was wirklich zwischen Joseph Ratzinger (Papst Benedikt XVI.) und Jorge Bergoglio alias Franziskus, dem Nachfolger Benedikts, im Vorfeld zum überraschenden



Aufregend: Ratzinger (Hopkins), Bergoglio (Pryce).

Rücktritt des Papstes deutscher Herkunft gesprochen wurde, ist natürlich nicht bekannt, aber was sich Autor Anthony McCarten dazu einfallen liess, ist spannend und stützt sich auf sein Sachbuch «Die zwei Päpste» (Diogenes-Verlag). Fernando Meirelles («Cidade de Deus») hat die Vorlage prächtig in Szene gesetzt und mit Anthony Hopkins (Ratzinger) und Jonathan Pryce (Bergoglio) fulminant besetzt. Neben klugen und witzigen Dialog-Scharmützeln bestechen die Nachbauten der Sixtinischen Kapelle in Cinecittà. Dass auch die Päpste nur fehlbare Menschen sind, belegen McCarten und Meirelles mit Rückblenden. Nicht nur für Gläubige ziemlich aufregend. ★★★★★

Hors normes — In Paris gibt es illegale Einrichtungen, die sich für autistische Kinder und Jugendliche einsetzen. Nun sollen sie geschlossen werden. Bruno (Vincent Cassel) und Malik (Reda Kateb) betreiben ein solches nicht genehmigtes Haus, werden gerade von staatlicher Stelle überprüft, haben Probleme mit den Finanzen und bekommen immer wieder neue Fälle von Ärzten und Hospitälern zugewiesen, mit denen diese nicht fertig werden. Ruhelos kümmern sich Bruno und Malik um die «Aussortierten». Das Regieduo Eric Toledano und Olivier Nakache («Intouchables») griff wahre Ereignisse auf und erzählt semidokumentarisch von der täglichen Plackerei. Das hat Schmiss, Witz und ist von grosser emotionaler Zärtlichkeit. Gelebte, keine verquasselte Nächstenliebe. ★★★★★

A Rainy Day in New York — Der elfenhafte Schönling Timothée Chalamet ist der neue Star und Liebling der Teenager. In Woody Allens jüngster Romantik-Petitesse darf er auch



Unermülich: «A Rainy Day in New York».

ausgiebig durch New Yorks schicke Quartiere flirren und schwirren, flirten und turteln, und manchmal flackert auch der Witz des alten Woody durch die Tändelei. Der 84-Jährige dreht unermülich, trotz der bekannten Vorwürfe und Blockaden der US-Kinos. ★★★★★

Knorrs Liste

1	The Irishman Regie: Martin Scorsese	★★★★★
2	Joker Regie: Todd Phillips	★★★★★
3	The Lighthouse Regie: Robert Eggers	★★★★☆
4	La belle époque Regie: Nicolas Bedos	★★★★☆
5	Frozen II Regie: Jennifer Lee, Chris Buck	★★★★☆
6	Marriage Story Regie: Noah Baumbach	★★★★☆
7	Bruno Manser – Die Stimme... Regie: Niklaus Hilber	★★★★☆
8	Sorry We Missed You Regie: Ken Loach	★★★★☆
9	Portrait de la jeune fille en feu Regie: Céline Sciamma	★★★★☆
10	Ford v Ferrari Regie: James Mangold	★★★★☆



Körzis Hollywood

Oasen der Stars

Ohne Sonnenbrille wird man blind – oder erkannt. Von Norbert Körzdörfer

Zuerst riecht man ihn – im Cabrio. Dann glitzert er. Dann hört man seine Wellen. Ganz am Ende des Sunset Boulevard öffnet sich nach 35 Kilometern und 35 Minuten der unendliche Pazifik. Einatmen! Ausatmen! Relaxen! Hollywood am Meer.

Thomas Gottschalk wartet im «Paradise Cove Beach Cafe» hinter Malibu, der Oase der Stars. Früher fuhr er durch den Ex-Batman-Tunnel hoch zu seiner zauberhaften Windmühlenvilla. Aber das Feuer hat alles aufgefressen. Die Versicherung zahlte mehr, als Leo DiCaprio ihm einst für das Anwesen geboten hatte. Leo kaufte ein anderes Haus für seine deutsche Mutter.

Man lebt in *gated communities* – bewachtes Wohnen mit Sicherheitsschranke und Geheimcode im Auto. Malibu ist ein Fegefeuer: Luxus, Flucht, Fluch und Vergänglichkeit. Jetzt musste sogar Hollywoods König, Disney-Boss Bob Iger, fliehen. Aus Vorsicht.

Warum lieben alle Stars dieses Stranddorf an der Autobahn? Warum kostet eine 542-Quadratmeter-Villa am Meer hier dreissig Millionen Franken? Günstigstes 209-Quadratmeter-Haus: zwei Millionen – Meerblick von der Küche aus. Malibu ist das Anti-Hollywood – aber voller Hollywoodstars. Und Dienstleister: Durchschnittsverdienst 150 000 Dollar im Jahr. Es ist Yoga-Land. *Quality time*-Paradies. Mit der Brandung um sechs Uhr aufwachen, mit dem Sonnenuntergang in Richtung Hawaii einschlafen. Viel Weiss, viel Stelzenhäuser, viel Range Rover und Tesla. Viel barfuss, viel Leinen. Ohne Sonnenbrille wird man blind – oder erkannt.

Der Malibu Country Mart ist das grüne Einkaufsmekka. Es gibt Sushi, aber kein echtes Brot. Jeder joggt oder surft oder netflix. Rauchen am Strand ist verboten, auch Alkohol oder Nacktheit. Natürlich auch Plastiktüten.

Julia Roberts («Pretty Woman») hat sich eine selbstversorgende «grüne» Villa ge-

baut, mit Solardach und Cinemascope-Meerfenster. Miley Cyrus' Villa ist leider auch abgebrannt. Danach war auch die Ehe mit Liam Hemsworth Asche. Doppel-Oscar-Star Sean Penn, der alte Surfer, ist weggezogen – weg aus dem Luxus-Getto. In der Nähe, bei Santa Monica, hat auch der deutsch-schweizerische Kultregisseur Marc Forster («007 – Quantum of Solace», «World War Z», «The Kite Runner») sein Traumhaus. Wenn er aufwacht, rauschen die Wellen. Doppel-Oscar-Immigrant Christoph Waltz («Django Unchained»): «Mein Traum ist ein Haus am Ozean.» Wer auf das Meer blickt, ist in Hollywood angekommen.

Das Handy ist der Horror von Hollywood. Jeder kann jeden fotografieren! Jeder ist ein potenzieller Paparazzo. Das Erdbeben, das vor fünf Jahren Hollywood erschütterte, war die Cyber-Attacke auf das Sony-Studio, angeblich vom nordkoreanischen – oder russischen – Geheimdienst. Seitdem ist das Fax wiederauferstanden. Das Fax ist der neue Brief. Im «Beverly Hills Hotel» haben Stammgäste Faxgeräte mit Nummern, die keiner kennt. Jeder wechselt dauernd seine E-Mail-Adresse – sehr kryptisch. Bei George Clooney sind die Kameraaugen der Computer verklebt. Handys muss man abgeben. Stars wie Joaquin Phoenix («Joker») verachten Social Media – kein Facebook, kein Twitter. Superstars wie Will Smith machen aus ihrem Instagram-Account einen Ego-TV-Streaming-Sender – mit vierzig Millionen Abonnenten.

Wie kann man sich schützen? Die Ex-CIA-Agentin Amaryllis Fox («Life Undercover»), die mit ihrem Mann Bobby Kennedy III in West Hollywood lebt, zu mir: «Vor professionellen Spionen kann man sich fast nicht schützen! Ich sperre nicht einmal meine Haustüre ab. Man muss relaxen.»

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Forscherklatsch

Von *Andreas Thiel*

Historiker: Unglaublich! Dieser Dezember hat fünf Sonntage und fünf Montage.

Umweltwissenschaftlerin: Ist das eine weitere Folge des Klimawandels?

Soziologe: Die Welt wird immer verrückter. Auf dem Zugerberg treiben sich so viele übergewichtige Kinder und Hunde rum, dass die Zecken schon an Leberzirrhose leiden.

Mediziner: Das müsste eher die Nieren der Zecken durchspülen. So ein übergewichtiges Kind besteht doch zu 80 Prozent aus Wasser.

Biologin: Das nimmt im Alter ab. Im Durchschnitt besteht der Mensch nur zu 70 Prozent aus Wasser.

Geologin: Also bindet der menschliche Körper rein biologisch eine der kostbarsten Ressourcen dieses Planeten?

Historiker: Wenn die Weltbevölkerung weiter so rasant wächst, sinkt der Meeresspiegel.

Soziologe: Ist es denkbar, dass das Klima sich immer gerade so weit erwärmt, dass genügend Polareis abschmilzt, um die nötige Menge Wasser für das Bevölkerungswachstum bereitzustellen?

Mediziner: Das heisst, wenn man die Abschmelzung der Polarkappen verhindern wollte, müsste man die gesamte Menschheit auslöschen.

Biologin: Ein durchschnittlicher Mensch wiegt 70 Kilogramm und besteht somit aus 49 Litern Wasser. In der gegenwärtigen Weltbevölkerung von sieben Milliarden Menschen sind also um die 343 Milliarden Liter Wasser gespeichert.

Umweltwissenschaftlerin: Und wie viel ist das? Einmal das Schwarze Meer?

Geologin: Nein, das ist bloss dreimal der Greifensee.

Klimawissenschaftler: Und um so viel ist der Rhonegletscher gerade mal seit 1900 abgeschmolzen.

Umweltwissenschaftlerin: Heisst das, selbst wenn man die gesamte Menschheit ausrotten würde, könnte man damit höchstens noch den Rhonegletscher retten?

Historiker: Bring das mal an der nächsten Klimakonferenz.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Vorfreude auf den Engadiner Winter

St. Moritz in Zürich; ein neuer Direktor für die «Kronenhalle»; Andreas Caminada expandiert. Von *Hildegard Schwaninger*

Zwei Titanen der St. Moritzer Hotellerie präsentierten sich in Zürich mit einer Season Opening Party. Das «Badrutt's Palace» lud in die Galerie Hauser & Wirth an die Limmatstrasse, das «Suvretta House» ins «Clouds Kitchen», das höchste Gebäude auf dem Maag-Areal. **James Koch**, Executive Director der Galerie Hauser & Wirth, begrüßte mit **Richard Leuenberger**, General Manager des «Badrutt's Palace», die Gäste. In St. Moritz sind sie Nachbarn. Hauser & Wirth startet am 13. Dezember in die zweite Saison im Bündner Nobelort, mit einer Ausstellung von **Alexander Calder**. Das Ambiente des Abends feuerte die Vorfreude auf die Wintersaison an. Ein Portier mit «Palace»-Mütze öffnete den Gästen die Tür, eine Engadiner Musikkapelle spielte, es gab neben kostbarem Champagner und edlen Weinen auch Gerstensuppe und Bündner Nusstorte, und beim Kaviar auf Blini war die Schlange natürlich besonders lang. Wichtige Leute aus dem Engadin waren für den Event angereist. **Adrian Ehrbar**, der neue Direktor von St. Moritz Tourismus, der St. Moritzer Ureinwohner **Reto Gaudenzi**, der in den Vorbereitungen fürs Polo-Turnier Ende Januar steckt. Und natürlich war **Christian Jott Jenny** da, der wohl berühmteste Gemeindepräsident der Schweiz.

Jenny ist ja in Zürich mittlerweile omnipräsent. Er kam auch zur Opening Party des «Suvretta House» ins «Clouds». Dort, wo man die einzigartige Aussicht auf das urbane Industrie-

quartier und die Bahngleise hat, war zahlreich die Familie Candrian anwesend, Nachfahren der Gründer und Grossaktionärin der AG Suvretta-Haus. **Reto Candrian** stand am Eingang und empfing die Gäste. So konnten sich seine Eltern, **Martin Candrian**, Verwaltungsratspräsident der Candrian-Catering-Gruppe, und seine Frau, **Marga Candrian**, unter die Gäste mischen und bequem zurücklehnen. **Vic Jacob** war anwesend, der mit seiner Frau **Helen** das «Suvretta House» ein Vierteljahrhundert geführt hat (1989–2014), sowie das heutige Direktions-Ehepaar **Esther** und **Peter Egli**. Sie sind die erst siebente Direktionsgeneration in hundert Jahren.

Man sah **Thomas Schmid**, der vor über zehn Jahren in Zürich die Projektleitung für «Dolder Grand» und «Waldhaus Dolder» machte und General Manager des «Dolder Grand» war, ehe das Zepter an **Mark Jacob** (Sohn von **Vic Jacob**) überging. Thomas Schmid ist wieder mit einer Projektleitung beauftragt. Für ein Luxus-Resort in Costa Rica, das zur Hotelgruppe One & Only gehört. Die Besitzer von One & Only sind aus Dubai.

Das sind zwei Paukenschläge in der Zürcher Gastronomie! **Dominique Nicolas Godat** wird neuer Direktor der «Kronenhalle». Der Hotelier war siebzehn Jahre lang Direktor des «Kulm Hotel» in St. Moritz, jetzt ist er in Moskau General Manager des Hotels «Metropol». Sein neues Amt als Manager der «Kronenhalle»



Fast verliebt

Ehe for One

Von *Claudia Schumacher*

Als Carrie Bradshaw, die Hauptfigur von «Sex and the City», sich selbst heiratete, fand ich das lustig. Es ging ihr als Single-Frau um Selbstgerechtigkeit. Um Rache an

all den Menschen, die sich zu Paaren und Familien zusammenrotten und dann die verbliebenen Singles im Freundeskreis als bemitleidenswerte Hedonisten oder hängengebliebene Idioten betrachten. Als Menschen, die für Paare und Familien Platz machen müssen, die ihre Belehrungen brauchen und die sich komplett in deren neuen Zeit- und Werteplan einfügen müssen, wenn der Kontakt halten soll.

In der Folge ist Carrie Gast auf einer Baby-Party, bringt ein kostspieliges Geschenk mit und wird von der Gastgeberin genötigt, ihre Schuhe auszuziehen. Dann werden die Schuhe geklaut. Es handelt sich um Manolo Blahniks für 485 Dollar. Die gastgebende Mutter sieht darin nur obszöne Geldverschwendung und will Carrie als Entschädigung bloss 200 Dollar zahlen. In der Folge wird Carrie so wütend, dass sie Einladungen zu ihrer Solo-Hochzeit verschickt und sich explizit von den Gästen Manolo Blahniks



Zweite Saison: Galerist Koch.



Neu in der «Kronenhalle»: Hotelier Godat.



Zeindlhofer, Triebenbacher, Caminada (v. l.).

wünscht. Natürlich ist die verständnislose Mutter auch eingeladen. Die Folge ist sechzehn Jahre alt – viel hat sich nicht geändert. Wer ab einem gewissen Alter noch Single ist, wird von seinem verheirateten Umfeld oft nicht für voll genommen. Das gilt besonders für Frauen, die von der Verwandtschaft häufiger als Männer darauf angesprochen werden, ob es denn niemanden gebe und wann sie endlich Kinder bekämen. Menschen werden an ihrem beruflichen und romantischen Erfolg gemessen. Bei Frauen wertet die Gesellschaft das «private Glück» aber bis heute meist höher. Als wäre das Leben als Paar zwangsläufig ein glückliches! Selbst Paare, die täglich über Trennung nachdenken, schaffen es, auf Single herabzusehen – grosses Menschheitsrätsel.

Vor diesem Hintergrund entstand ein schräger Trend: Sologamie. In einer kulturellen Zeremonie heiraten Menschen sich selbst. Besonders beliebt in Japan, kommt aber auch in europäi-

tritt er im März 2020 an. Interimistisch führt die «Kronenhalle» zurzeit **Marius Casanova**, der später stellvertretender Direktor sein wird. Das dürfte eine sehr gute Lösung für eines der berühmtesten Restaurants der Welt sein, das seit dem Weggang von Restaurantleiter **Paul Senn**, der sich mit dem Direktor, **Andreas Wyss**, verkracht hatte, keine Patentlösung fand. Der von VR-Präsident **Peter Beglinger** ziemlich ruppig inszenierte Abgang von **Christian Dangel** trug nicht zur Beruhigung bei. Jetzt scheint man das Ei des Kolumbus gefunden zu haben. **Dominique Godat** wird – obwohl er sich im «Metropol» und in Moskau gut eingelebt hat und schon etwas Russisch spricht (ich habe ihn vor zwei Wochen in Moskau besucht und in der «Schaljapin»-Bar des «Metropol» mit ihm Tee getrunken) – gern in die Heimat zurückkehren.

Für den zweiten Paukenschlag sorgt **Andreas Caminada**. Im Hotel «Marktgasse» eröffnet er am 19. Februar 2020 ein neues «Igniv», die dritte Dépendance der «Igniv» genannten Gourmet-Nester (*Igniv* heisst im Rätoromanischen «Nest»). In der Schweiz gibt es das «Igniv» im «Badrutt's Palace» in St. Moritz, wo **Marcel Skibba** Chef ist, und das «Igniv» im «Grand Resort Bad Ragaz», wo **Silvio Germann**, ein Meister der Innovation, wirkt. Skibba und Germann kommen beide aus Caminadas Talentschmiede, und auch das zukünftige Team des «Marktgasse Hotel» kommt aus dem Kader des Schlossherrn vom «Schloss Schauenstein»: der 31-jährige Österreicher **Daniel Zeindlhofer** als Küchenchef und die 29-jährige **Ines Triebenbacher** als Anführerin der Service-Brigade. Caminadas Expansion findet im April ihre Fortsetzung: Eröffnung des «Igniv» im «The St. Regis Bangkok».

Im Internet

www.schwaningerpost.com

schen Ländern vor. Die Britin Sophie Tanner heiratete sich vor vier Jahren und erneuerte ihr Ehegelübde 2019. Die Vierzigjährige versteht sich als Selbstliebe-Botschafterin, hat ein Buch geschrieben. Sie sagt: «Anstatt mich als Versagerin zu fühlen, wie es viele Menschen tun, die es nicht geschafft haben, zu heiraten und Kinder zu bekommen, bin ich stolz darauf, aus etwas Negativem etwas Positives gemacht zu haben. Das ist mein Erfolg, und ich kann glücklich sterben.» Es sind in der Regel Frauen, die sich selbst heiraten. Mir fällt es schwer, darin einen feministischen Akt zu erkennen. Sich vom Gerede der anderen ernsthaft vor den Altar treiben lassen – alleine? Bei allem Verständnis für den blöden Druck, unter dem Single-Frauen stehen: Das ist die verrückteste und peinlichste Verbeugung vor alten Rollenbildern, die ich mir vorstellen kann.



Unten durch Zuflucht

Von **Linus Reichlin**

Meine Kardiologin findet, dass mein Blutdruck zu hoch sei, 145 zu 90, aber ich frage mich, ob sie bei ihrer Beurteilung nicht zu sehr von sich selbst ausgeht, von ihrem Dasein als Frau, meine ich. Meine Kardiologin ist klein und zierlich, ihre Füsschen stecken in winzigen Birkenstock-Clogs aus Plastik, und die Belüftungslöcherlein der Clogs sind so klein wie Holzwurmlöcher. Ich vermute, ihr Herz ist nicht viel grösser als das einer Taube, ganz vorsichtig pumpt es das Blut durch grazile Arterien, die bei einem Druck von 145 zu 90 reissen würden wie französische Seide. Meine Kardiologin erinnert mich an Angelina Jolie, die ich im Jahr 2014 an einer Film Premiere bei der Berlinale zufällig *face to face* gesehen habe. Sie stand direkt neben mir, auf sehr hohen Abendschuhen, sie sah darin aus wie ein Gartenzweig in Holzschuhen, denn sie ist viel dünner und kleiner als auf der Leinwand. Bestimmt hatte sie einen Blutdruck von kaum 105 zu 70, mehr könnte ein solches Körperchen gar nicht verkraften. Ihr Leibwächter hingegen war ein alles überragender Kerl mit einer Brust so breit wie ein Behindertenparkplatz. Sein Blutdruck lag bestimmt bei 160 zu 95, als er mich freundlich, aber radikal von Angelina Jolie wegdrängte. Das war sein ganz normaler Betriebs-Blutdruck.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) behauptet, alles über 120 zu 80 sei Hochdruck – aber wenn man sich die Website der WHO zum Thema «Blood Pressure» anschaut, weiss man gleich, woher der Wind weht. Man sieht da nämlich als Erstes ein Foto, auf dem eine Frau einem Mann den Blutdruck misst. Er ist doppelt so breit wie sie, und da sich sein T-Shirt etwas wölbt, darf man annehmen, dass er abends zur Entspannung gern einen Kasten Bier trinkt, während die Frau, die gerade ihr Stethoskop auf seine Pulsader drückt, abends Meditationskurse besucht und danach Hibiskus-tee trinkt. Es ist völlig klar, dass der Mann bei dieser Blutdruckmessung nur verlieren kann. Die Frau wird die Luft aus der Manschette lassen und sagen: «Sie müssen auf Salz verzichten. Schütten Sie alles Bier weg! Sie müssen

>>> Fortsetzung auf Seite 64

joggen! Zigaretten in den Müll! Besuchen Sie einen Meditationskurs! Kaufen Sie Hibiskustee der Firma Amaiva! Haben Sie Ihrer Frau heute schon gesagt, dass Sie sie lieben?» Die Alternative ist der Tod. Also wird der Mann nach Hause rasen und atemlos zu seiner Frau sagen, dass er sie liebt. Er wird mit dem Hammer die Bierflaschen zertrümmern, er wird die Zigaretten über der Toilette zerbrechen und dabei rufen: «Liebling, ich liebe dich, ich liebe dich!»

Er wird alles tun, nur um was zu bekommen? Einen Frauenblutdruck. Er wird meditieren und Hibiskustee trinken, bis er dieselben Blutdruckwerte hat wie die Frau auf der Website der WHO, die ihm das Stethoskop auf den Puls gedrückt hat wie ein Brandeisen. Meine Kardiologin sagt, dass ich Quatsch erzähle, es gebe keinen genderspezifischen Blutdruck. Sie rät mir zu einer salzarmen Ernährung und so weiter. Immerhin verlangt sie nicht, dass ich meiner Frau sage, dass ich sie liebe. Ich soll nur Ausdauersport treiben und keinen Alkohol mehr trinken; Letzteres kommt für mich überhaupt nicht in Frage. Ich wurde christlich erzogen, die Verwandlung von Wasser in Wein bei der Hochzeit von Kanaan hat mich als Kind tief geprägt. Es wäre in Jesu Macht gestanden, Wasser in Hibiskustee zu verwandeln, doch er wollte ein Zeichen setzen. Ebenso wie durch seinen Spruch vom «Salz der Erde».

Vielleicht ist die Religion die letzte Zuflucht für Männer in einer Welt, in der die Grenzwerte von weiblichen Kardiologen festgelegt werden. Ach, was soll's! Ich werde jetzt nach Hause gehen und meiner Frau zum Spass sagen, dass ich sie nie geliebt habe. Nimmt mich wunder, wie hoch ihr Blutdruck dann ist.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Z Berg mit Z'Brun

Von Peter Rüedi

Das Gegenteil von gut ist gut gemeint», sagt ein geflügeltes Wort, das wohl auf Gottfried Benn zurückgeht, aber auch Bertolt Brecht, Karl Kraus und Kurt Tucholsky zugeschrieben wird. Viele Väter, schlagender Sachverhalt, zumal in Zeiten, in denen jeder Fakt erst einmal moralisch begutachtet wird. «Das Gegenteil von Kunst ist gut gemeint», heisst es etwas genauer bei Benn. Das gilt ja immer noch, gemeinhin auch, wenn mit Kunst die Kunst der Herstellung von Wein gemeint sein sollte. Allein, es gilt eben nicht immer. Wie uns ein Wein von den Salgescher Domaines Chevaliers lehrt, eine Cuvée aus Pinot noir und Humagne rouge. Der ist sowohl gut gemeint als auch zweifellos gut.

Er heisst «Sherpa Rouge». Vom Erlös jeder Flasche gehen zwei Franken an die «Swiss Sherpa Stiftung», die Patrick Z'Brun, seit 2008 Besitzer des traditionsreichen Walliser Weinguts «Vins des Chevaliers» (nunmehr eben «Domaines Chevaliers») 2015 gründete. Ihr Zweck ist die Unterstützung von Sherpas und

anderen Bergvölkern «mit gezielten Ausbildungsprogrammen und Infrastrukturprojekten, damit nachhaltige Unabhängigkeit ermöglicht werden kann». Das ist ein Akt globaler Solidarität unter Bergsteigern. Denn Z'Brun ist als Weinproduzent ein Quereinsteiger. Er war mit achtzehn Jahren der jüngste diplomierte Bergführer des Wallis, studierte dann Betriebswirtschaft in Bern, arbeitete in einem Betrieb, den er von seinem Onkel übernahm, während Jahren für die Autoindustrie, bevor er in einem Sabbatical unter anderem den Mount Everest bestieg und Freundschaft mit Sherpas schloss.

Mit grossem Drive und Fingerspitzengefühl, mit dem Sensorium auch für die richtigen Mitarbeiter (sein Chefönologe Christian Gfeller ist ein Spitzenkönner) renovierte er erfolgreiche alte Marken und schuf neue, nicht nur die beiden «Sherpas», sondern auch eine sehr beachtliche Prestigelinie im oberen Preissegment unter dem Titel «Lux Vina». Doch zurück zum sowohl guten wie gutgemeinten «Sherpa»: Der rote 2017er ist ein süffiger Gipfeltrunk in allen Höhenlagen, ausgebaut im Stahltank, also ohne jeden Holz-Aplomb oder anderweitige Allüren, ein schnörkelloser, sozusagen sportlicher, aber keineswegs banaler Rotwein mit dosiertem Gepäck. Schöne Frucht, weiche Tannine, sauber gebaut. *Easy to love.*

Der weisse «Sherpa», eine Assemblage von Heida, Pinot noir und Chasselas, könnte nach meinem Geschmack etwas mehr Säure (respektive etwas weniger Abbau derselben) vertragen, ist aber in sich eine harmonische Komposition. Jedenfalls auch dies ein Wein, bei dem nicht der gute Zweck das Resultat heiligen muss.

Domaines Chevaliers Sherpa Rouge 2017. 13 % Fr. 22.–. www.chevaliers.ch

Ebenda: Sherpa Blanc 2017. 13 % Fr. 22.–



Salz & Pfeffer

Nicht gut genug

Von David Schnapp

Es passiert selten, dass ich in einem Restaurant einen Gang nicht esse oder gar refüsiere. Erstens will ich nicht zu den Gästen gehören, die sich laufend beschweren – über die Weintemperatur, die Wartezeit bis zum Hauptgang oder über den Salz-

gehalt eines Gerichts. Zweitens gibt es selten Grund dazu, wenn man sich seine Tische sorgfältig aussucht.

Letzte Woche indes wurde ich von einem meiner kulinarischen Idole enttäuscht – aber sofort wieder mit ihm versöhnt: Den Amerikaner koreanischer Herkunft, David Chang, halte ich für einen ganz Grossen in Sachen Comfort Food – Essen, das immer schmeckt und ein gutes Gefühl auslöst. Sein «Majordomo» in Los Angeles ist ein brummender Laden im Industrie-Chic mit offener Küche. Die Gerichte werden mit Vorteil am Tisch geteilt. Es gab ausgezeichnete, scharfe, im Tempurateig ausgebackene kleine Paprika mit Wurstfüllung und Buttermilchsauce, Erbsenschoten mit Meerrettich und einer Zitronenvinaigrette, gebackenen Blumenkohl mit Fischsauce, roten Zwiebeln und Koriander.

Eine erstaunliche Schwäche zeigte die Küche beim Fleisch. Wir bestellten knusprigen Schweinebauch, den man selbst mit Salat, ge-

pickeltem Kohlrabi und Kopfsalatblättern zu einem Wrap zusammenbauen konnte. Leider war das Fleisch qualitativ und geschmacklich nicht gut genug. Es hatte keine besondere Würze und schien von einem zu grossen, zu fettigen Schwein zu stammen, was ein fast schon unangenehmes Aroma zur Folge hatte.

Die Bedenken teilte ich der Servicefachfrau mit, worauf das Gericht (25 Dollar) vom Tisch entfernt wurde und später auch nicht auf der Rechnung auftauchte. Der professionelle Umgang mit sachlich angebrachter Kritik ist ein Qualitätsmerkmal eines guten Restaurants. Ich empfehle deshalb Restaurants von David Chang, die es auch in New York, Washington oder Sydney gibt, weiterhin.

Majordomo, 1725 Naud Street, Los Angeles, USA. www.majordomo.la

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Bayerisch, kompakt

Der BMW M135i ist einer der besten Kompaktwagen auf dem Markt. Ist er seinen Preis wert? *Von David Schnapp*

Ein 1er, den Beitrag von BMW zur sogenannten Golf-Klasse bei den Kraftfahrzeugen, kann man schon für 36 100 Franken erwerben. Dafür bekommt man einen sehr gut gemachten Kompaktwagen mit Dreizylinder-Turbobenziner, Frontantrieb und 140 PS. Oder man bestellt das Topmodell M135i xDrive. Dann bekommt man einen sehr gut gemachten Kompaktwagen mit Vierzylinder-Turbobenziner, dazu aber Allradantrieb und 305 PS. Mit etwas Sonderausstattung und einer fünf Jahre oder 200 000 Kilometer umfassenden Garantie kostet das Auto dann 74 740 Franken, wie im Falle meines jüngsten Testwagens.

Der BMW 1er, oder wie sie in Bayern neuerdings sagen: «The 1», ist in dieser Ausführung vermutlich etwas vom Besten, was man in der Premium-Kompaktklasse fahren kann. Ein – natürlich – hervorragendes Fahrwerk, ein kraftvoller, elastischer Motor, ein hohes technisches Niveau bei Assistenzsystemen oder Navigationseinheit, eine dynamische Form.

Kurz: Es gibt nicht viel an dem neuen 1er auszusetzen.

Allerdings fehlt etwas, genauer gesagt: Es fehlen zwei Zylinder. Weil BMW die Architektur des Fahrzeugs auf Frontantrieb umgestellt hat, war für den legendären, längs eingebauten Reihensechszylinder bei der neuen 1er-Baureihe kein Platz mehr. Stattdessen werden jetzt eben Vierzylinder-Aggregate quer eingebaut. Auch Heckantrieb ist bei dieser Baureihe nicht mehr erhältlich, den gibt es nur noch beim 2er Coupé und Gran Coupé. Für manche Fans des früheren Topmodells M140i mögen ein grösserer Kofferraum und etwas weniger Fahrzeuggewicht zunächst keine ausreichende Kompensation für den Verlust der zwei Zylinder (oder des Heckantriebs) sein.

König der Kurven

Aber ehrlich gesagt ist kaum festzustellen, dass der neue 1er in seiner stärksten Ausführung schwächer unterwegs wäre als sein Vorgänger. Klar fährt ein Reihensechser auf der Autobahn

noch etwas ruhiger und klingt dabei eleganter. Dank des neuen Achtgang-Automatikgetriebes im M135i xDrive erreicht der Motor bei Tempo 130 jedoch etwa 2000 Umdrehungen, was für lange Reisen angenehm ist.

Vor allem aber ist der Kompakt-BMW ein König der Kurven. Dank einer Vorderachssperre und systembedingter homöopathischer Bremsengriffe hat der kleine BMW eine hervorragende Traktion und durchfährt Biegungen selbst bei hohem Tempo, wie mit dem Zirkel gezeichnet.

Die letzte und entscheidende Frage ist natürlich: Lohnt sich der Preis für einen Kompaktwagen mit Vierzylinder-Turbomotor? Zu dem Preis meines Testwagens gibt es auch einen gutausgestatteten 3er-BMW oder gar einen 5er in der «Essential Edition» mit kleinem Dieselmotor. Weil der Wert einer bestimmten Sache am Ende sowieso eine sehr persönliche Entscheidung ist, würde ich im Falle des BMW M135i xDrive sagen: leider teuer, aber gut.

BMW M135i xDrive (Hatchback)

Leistung: 306 PS / 225 kW; Hubraum: 1998 cm³
Max. Drehmoment: 450 Nm (bei 1750–5000 U/min)
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,8 sec
Verbrauch: 6,8 – 7,1 l/100 km
Preis: Fr. 58 600.–, Testwagen: Fr. 74 740.–



Tamaras Welt

Gefallener Star kehrt zurück

Das Comeback des in Ungnade gefallenen Comedian Louis C. K. in Basel war gelungen, die Solidarität des Publikums überwältigend. Ich war dabei. Von Tamara Wernli

Louis C. K., der Star-Comedian aus den USA, war 2017 im Zuge von #MeToo von fünf Frauen der sexuellen Belästigung beschuldigt worden. Laut der *New York Times* hatte er die Kolleginnen vor fünfzehn Jahren gefragt, ob er vor ihnen masturbieren dürfe. Alle ausser einer gaben damals ihr Einverständnis, beziehungsweise sie sagten nicht nein, man habe es schockiert «weggelacht», wie zwei erzählten; während seiner Penisshow blieben sie im Hotelzimmer. Ähnlich geschah es bei einer weiteren Frau; eine andere lehnte ab. Eine hörte, wie er am Telefon masturbierte, ungefragt. Sie habe sich zwar geschämt, aber nicht aufgehängt. Etwa fünfzehn Jahre später haben sie ihre Geschichten den Medien erzählt. Keine hat ihn angezeigt, es gab keine Anklage, keine Verurteilung. Das Management hat sich von ihm getrennt, Projekte wurden gecancelt, seine Karriere war ruiniert, er ist untergetaucht. Leute forderten, dass Louis C. K. nie mehr eine Bühne erhalte. Er bestätigte die Anschuldigungen, entschuldigte sich öffentlich für sein Fehlverhalten, er habe sich eingeredet, es sei «einvernehmlich», weil er seinen Penis nie gezeigt habe, ohne vorher zu fragen. Später habe er aber gelernt, dass er mit seiner Macht unverantwortlich umgegangen sei, weil die Frauen ihn bewundert hätten.

Ich kann mich gut in diese Frauen hineinversetzen. In meinen Zwanzigern lebte ich fünf Jahre in Hollywood, wollte Schauspielerin werden. Ich traf mächtige und tolle Männer. Ein Produzent stellte mir mal an einer Party eine Hauptrolle in seinem nächsten Film in Aussicht. Beim Abschied dann drückte er mich im Hauseingang gegen die Wand und stiess mir jäh seine Zunge in den Mund. Ich habe mich von ihm gelöst, etwas gestammelt und bin in mein Apartment gehuscht. Es ist

weiter nichts passiert, darum habe ich das nicht angezeigt. Falls die Rolle je existierte, ging sie an eine andere. Ich empfand etwas zwischen Scham und Schock, hakte den Vorfall ab, das Leben ging weiter.

Zwischen Louis C. K. und den Frauen gab es keinen körperlichen Kontakt und keine Gewalt. Nun gibt es Leute, die sagen, dass gegenseitiges Einvernehmen gar nicht möglich sei, wenn Macht im Spiel ist, und es darum nicht zähle, auch wenn die Frau ihr Einverständnis gibt. Da bin ich anderer Meinung. Natürlich spielt es eine Rolle, ob sie ja sagt und im Raum bleibt – oder geht. Es ist ja nicht immer absolut klar und erkennbar, was ein Mensch denkt. Woher soll man wissen, dass die Person es auf keinen Fall möchte, wenn sie es durch ihr Bleiben immerhin in Kauf nimmt und so den Eindruck vermittelt, es sei okay?

Das Macht-Argument ist grundsätzlich richtig, doch muss man im Fall von C. K. differenzieren: Er war nicht der Vorgesetzte dieser Frauen, sie waren Berufskollegen, es existierte kein Abhängigkeitsverhältnis. Das ist schon ein Unterschied. Comedian Dave Chappelle griff den Fall in seiner Show auf: «Eine Frau sagte: <Louis C. K. hat vor mir masturbiert, er zerstörte meine Comedy-Träume.> Ernsthaft? Dann wage ich zu sagen, Madam, Sie haben wahrscheinlich nie einen Traum gehabt.»

Louis C. K. verhielt sich falsch, keine Frage. Es gibt Männer, die besitzen eine Neandertaler-Mentalität, spüren sich nicht mehr, gerade wenn sie berühmt sind. Er hat die Bewunderung der Kolleginnen ausgenutzt. Wir müssen jetzt aber nicht so tun, als seien wir alle moralisch perfekt. Er ist ein exhibitionistischer Perversling, kein Krimineller. Die Forderung, man

dürfe ihm keine Bühne mehr geben, ist völlig unverhältnismässig. Ausserdem können Leute sich ändern und aus ihren Fehlern lernen, auch das sollte man ihm zugestehen.

Vor der Vorstellung in Basel setzte sich eine Handvoll Demonstranten am Eingang mit Anti-Sexismus-Bannern in Szene – ich habe das später gelesen, habe sie weder gesehen noch gehört; es war unbedeutend. Ja, Louis C. K. ist in seinen Shows politisch unkorrekt, er macht sich über alle möglichen Gruppen lustig, auch über Minderheiten. Er hält der Gesellschaft aber auch den Spiegel vor, offenbart ihre Scheinheiligkeit und Doppelmoral. Seine derben Witze muss man nicht mögen. Nur, wenn man seine Comedy für verabscheuungswürdig hält, muss man da nicht hingehen. Comedy geht manchmal an Grenzen, lebt von Absurdität, von Gegensätzen und Übertreibung.

Louis C. K. hat die Zuschauer in Grund und Boden gerockt. Lacher alle zwanzig Sekunden, nicht etwa von einer grölenden, betrunkenen Männermeute, sondern von einem durchmischten Publikum, viele Paare, viele zwischen zwanzig und vierzig. Die Essenz des Abends war aus meiner Sicht aber die immense, vibrierende Solidarität, die die Zuschauer ihm entgegenbrachten. Der Saal war von Beginn weg ergriffen vor Unterstützung. Als Louis C. K. sich am Ende verabschiedete, gab's fünfminütige Standing Ovationen; die Leute applaudierten so lange, bis er wieder auf die Bühne kam.

Die langanhaltende Würdigung ist vielleicht eine Art von Protest des Publikums. Gegen die Medienberichterstattung, gegen das Eindreschen aller auf einen, gegen die *cancel culture*. Dagegen, dass man einen Typen wegen Fehlverhaltens vor fünfzehn Jahren, für das er weder angezeigt noch angeklagt wurde, wie einen Schwerekriminellem behandelt. Ein Leserkommentar bei Watson.ch fasst es gut zusammen: «Vor wem der wixxt interessiert mich nicht. Klagt ihn nach dem Gesetz an oder lasst es bleiben.»

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch

NIVACHRON™ - ANTI-MAGNETIC

COUNT ON ME

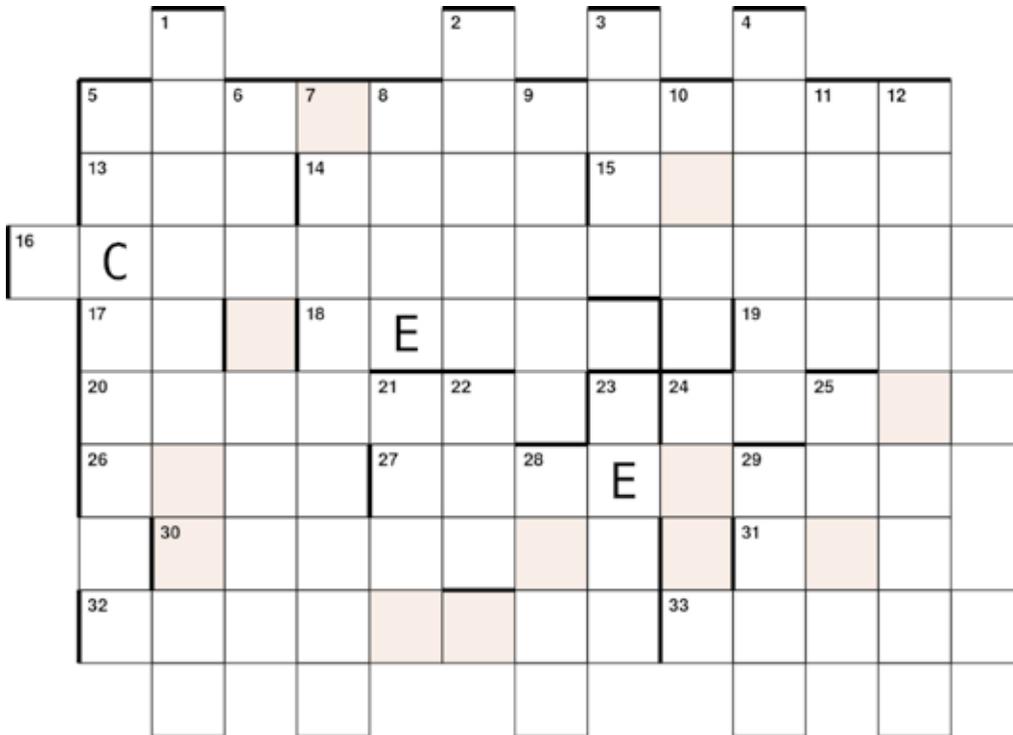


ZUM 60. JUBILÄUM DES ULTRAROBUSTEN **DOUBLE SECURITY CONCEPT** LANCIEREN WIR EINEN ZEITMESSER, DER DEN ZEITLOSEN STIL VON DAMALS MIT ANSPRÜCHEN VON HEUTE VERKNÜPFT. DANK SEINER INNOVATIVEN **NIVACHRON™-TECHNOLOGIE** SETZEN WIR DABEI NEUE STANDARDS IN SACHEN ANTIMAGNETISMUS.

DS-1 · SPECIAL EDITION MIT JUBILÄUMSVERPACKUNG · AUTOMATIKWERK · ANTIMAGNETISCHE NIVACHRON™-TECHNOLOGIE · SWISS MADE

CERTINA
SWISS WATCHES SINCE 1888



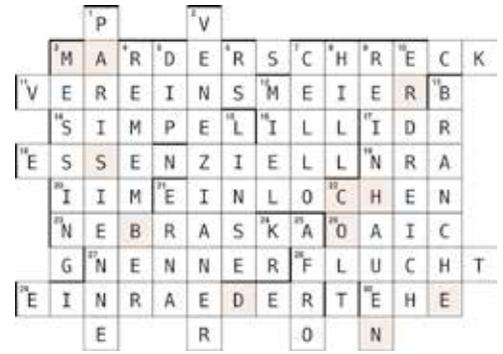
**Lösungswort** — Beispielsweise der Polsterer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Auf Spielplätzen angebrachte Curlingspielplätze. **13** Steckt in gambler's Ärmel und Gesicht. **14** Fliegt, frech und schlau, durch ihre Welt, zeigt uns das, was ihr gefällt. **15** Die «aglio e olio»-Emulsionsversion. **16** Beschwingter Trinker oder trinkende Beschwingte. **17** Der schwere Hesse im Periodensystem. **18** Das Feudum, das dem Feudalismus auch in Amt- und Grundform zugrunde liegt. **19** Wohl bekanntester Polyester, wird oft gekraut von Lester. **20** Il bel Paese oder einfach lo Stivale bei uns. **24** Ist, noch nicht einmal fertig gelesen, schon gewesen. **26** Dabei – jedoch nicht in Form des guten Tons – hilft das Metronom. **27** Saumässig, hier sogar mit extra Schwein. **30** Sie haben in Pilzmanier friert den Sound der Sechziger kreiert. **31** Mit GMT und saisonal MEZ-1 oder MESZ-2 identisch. **32** Der Eppich, ob Stängel oder Knolle, schmeckt in Saucen und Suppen tolle. **33** Zu verorten unterm Po oder grad ebenso im Klo.

Senkrecht — **1** Drei hat vier und sechs fünf – ist zudem zu zwei Fünfteln lesbar. **2** Phängt der phaule Phreak per Mail. **3** Erwartet der Pessimist statt des Salzes in der Suppe. **4** Logo ist's bio mit dem Logo. **5** Akuter Vergeltungsgelüstanfall oder vitaminmangelbedingter Knochenverfall. **6** Der Beifangfangarm ist eigentlich ein Kopffüsslerfuss. **7** Konversation light: inhaltlich weitgehend von Sinn befreit. **8** Integraler Bestandteil eines Superheldenkostüms mit integrierter Schirmmütze. **9** Kann man dort tatsächlich, und zwar nicht nur in der Limmat. **10** Grauenhafte Botschaft oder Eröffnung ohne Hoffnung ist nach diesem Uzer benannt. **11** Die kluge Lisi im Dummenschwank oder programmatisch bei der bedingten Verzweigung die unbedingte Alternative. **12** Beobachter und relativ moderner Aufklärer, der uns über seine Beobachtung von Gottes Tod aufklärte. **21** Sackmaterial, hier aus umgestülptem Materialsack. **22** Auch im Seeland heimischer Knochen-fish. **23** Schlinge: nicht unlieb dank fehlendem Ansatz und als Büstenhalterhalter im Einsatz. **24** Zumindest komponentenweise sowas wie die Schauerkurvenpelle oder der Gusschleifenbalg. **25** Nicht Rockerjacke, sondern Tänzerrock. **28** Daran streichen die Schweizer, was andere in der Pfeife rauchen. **29** Vor dessen Kauf sollte man sich der Optionen bewusst sein: Besser Man Wandert, Fährt In Aarau Taxi oder Bleibt Einfach Nur Zuhause.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 645**Waagrecht** — **3** MARDERSCHRECK

11 VEREINSMEIER: Anagramm von «Meisenrevier» **14** SIMPEL **16** ILL in Bill und Hillary: engl. Krankheit/Leiden **17** IDR: Steht für «in der Regel» und «Indonesische Rupiah». **18** [ESSEN][ZIEL]L **19** NRA: Slogan der National Rifle Association of America **20** IIM Knopf **21** EINLOCHEN **23** NEBRASKA: mit Referenz aus «The Wizard of Oz» **26** Oaic: rückwärts Ciao! **27** Der kleinste gemeinsame NENNER **28** [FLUCH]T **29** EINRAEDER **30** (Gleichgeschlechtliche) EHE

Senkrecht — **1** PARISIENNE: franz. Pariserin, Zigarettenmarke **2** VENEZIANER: Venedig = «Die Durchlauchtigste» **3** MESSING **4** [REM][EMBER]: ember = engl. Glut **5** DIP **6** RS: Rekrutenschule **7** CELLO: Kammermusik **8** «The Fool on the HILL» von den Beatles **9** REINHAUEN **10** ERDREICH **12** MIEL: franz./span. Honig, rückwärts Leim **13** BRANCHE: Schoggistängeli (Prügeli) **15** LINSE **21** Klein-ERNA-Witze **22** COLT: Hengstfohlen und Revolver **24** KR: Krypton(it) **25** AFRO(frisur)

Lösungswort — **MARSCHBODEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien